

Goa

im Wandel der Jahrhunderte.

CJK 610

Beiträge

zur

portugiesischen Kolonialgeschichte

von

Dr. Leopold Contzen.

Gymnasialdirektor.

Berlin.

C. A. Schwetschke und Sohn.

1902.

Über die Blüte und den Fall der portugiesischen Kolonie Goa habe ich im Kolonialverein zu Bonn einen Vortrag gehalten, der bei den Anwesenden eine freundliche Aufnahme fand. Die dort gegebene Übersicht ist in vorliegender Arbeit erweitert und mit der Angabe der wichtigeren Quellen und Hilfsmittel versehen worden. Vielleicht dürfte so die Schrift das Glück haben, das Interesse auch anderer Kreise in unserer kolonialfreundlichen Zeit zu erwecken.

Bonn im Februar 1902.

Der Verfasser.

Einleitendes.

Über die Zeiten, welche die folgenden Blätter darzustellen suchen, hat sich eine reiche Litteratur von Quellen und Hülfschriften im Laufe der Jahrhunderte angesammelt, abgesehen von den zahlreichen Urkunden, die noch ungedruckt im Archivo do Torre do Tombo, in der Bibliotheca Nacional, der Academia Real das Sciencias zu Lissabon und in der Bibliotheca Publica zu Evora ruhen. Als die wichtigsten hier in Betracht kommenden Schriftsteller sind zu nennen:

Damian da Goes (1510—1571 ?); kenntnisreich und bewährt in politischen Geschäften, besuchte er die Höfe von Papst Pius III., Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England; 1544 übertrug ihm König João III. das Amt eines Archivars am Staatsarchiv in Lissabon; als solcher verfasste er seine beiden chronikenartigen Werke: *Chronica do Serenissimo Senhor Rey D. Manoel, Lisboa 1566*, und *Chronica do Principe D. João, Lisboa 1567*, in markiger Sprache und freimütigem Urteil. Gegen das Jahr 1570 verlor er seine Stelle und sein Vermögen durch einen Spruch der Inquisition und wurde in das Kloster Batalha verwiesen. Sein Todesjahr ist ungewiss.

Gaspar Correa kam wahrscheinlich 1514 nach Indien und trat dort in die Dienste Albuquerque's. Er beschloss die Heldenthaten seiner Nation in Indien aufzuzeichnen und verfasste begeistert das Hauptwerk über

diese Epoche, die *Lendas da India*, welches die ersten 53 Jahre der portugiesischen Herrschaft auf Malabar behandelt. Seine Lebensschicksale sind wenig bekannt, er scheint in Goa gestorben zu sein. Drei Jahrhunderte lang lag seine Arbeit unbeachtet im Staube der Archive; schwerlich hätte der geistliche Zensor die Schrift, die offen sich über die Schäden in Kirche und Verwaltung äusserte, zum Drucke zugelassen. Da er als Zeitgenosse mit dem Auge des scharfen, politisch geschulten Beobachters schrieb und den Schauplatz der Ereignisse genau kannte, müssen die *Lendas* als Quelle ersten Ranges gelten, umso mehr, als Damian de Goes niemals in Indien war und der nächst-wichtige Castanheda erst 1528 hinreiste. Correa weiss mit empfänglicher Seele die Thaten zu schildern und betrachtet sie mit der gehobenen Stimmung stolzer Freude am Vaterlande, weshalb ihm manchmal Übertreibungen nicht allzu hoch anzurechnen sind. Die *Lendas* erschienen in 4 Bänden zu Lissabon 1856—66, nachdem ein günstiger Zufall die Pergamentblätter des ersten Theiles vor dem Untergange gerettet hatte. E. J. Stanley hat für die Hakluyt-Society einen Auszug unter dem Titel: *The three voyages of Vasco da Gama and his viceroyalty 1869* bearbeitet.

João de Barros aus Viseu (1496—1570) wurde, gründlich und vielseitig vorgebildet, von König João III. zum Gouverneur der portugiesischen Besitzungen in Afrika und dann zum Schatzmeister von Indien ernannt. Dieser Geschäftskreis bestimmte ihn, nach dem Vorbilde von Livius die Grossthaten seines Volkes in Indien darzustellen. Sein gefeiertes Werk führt den Titel: *Da Asia. Dos feitos que os Portuguezes fizeram na conquista e descobrimento das Terras e Mares do Oriente*. Barros selbst verfasste nur die drei ersten Dekaden (Lissabon 1552—63), die Fortsetzung bis zur zwölften lieferte Diogo de Couto. Eine neue Ausgabe des ganzen Werkes in 24 Quartbänden erschien in Lissabon 1778—88, eine abgekürzte deutsche Übersetzung besitzen wir von Soltau, Braunschweig 1821. Barros ist der berühmteste aller portugiesischen Geschichtschreiber der älteren Zeit, ein genauer Kenner des klas-

sischen Altertums, gründlich vertraut mit Ptolemäus, wohl bewandert in der persischen und arabischen Sprache; er fesselt durch anmutige Gestaltungsgabe, durch lichtvolle Anschaulichkeit der Landschaftsbilder, durch lebendige Schilderung fremder Sitten und Gebräuche, durch anziehende Schlachtgemälde und klare Charakterisierung der leitenden Männer. Selbst hat er Indien nicht besucht, durfte aber aus dem reichhaltigen Schatze wertvoller Quellen schöpfen und verstand es seiner in flüssiger Sprache sich bewegenden Darstellung das Gepräge geschichtlicher Treue zu verleihen.

Fernando Lopez de Castanheda verfasste eine *Historia do descubrimento e conquista da India pelos Portuguezes*, Coimbra 1552—1561. Er berichtet als Augenzeuge die Ereignisse in Indien bis zur ersten Belagerung von Diu 1538, gediegen und zuverlässig.

Ausführliche Nachrichten über die ersten Jahrzehnte portugiesischer Herrschaft in Indien bietet die Schrift, in der Affonso de Albuquerque die Thaten seines Vaters verewigte: *Commentarios do grande Affonso de Albuquerque, depois do anno 1509 até o seu fallecimento no anno 1515*, Lisboa 1557, ein Werk, männlich und kräftig von einem Manne von Geist geschrieben. Eine wichtige Geschichtsquelle für jene Zeit bilden auch die Briefe dieses grossen Mannes; der erste Band — *Cartas de Affonso de Albuquerque* — wurde von der königlichen Akademie in Lissabon 1884 veröffentlicht.

Ein Prunkwerk über die Thaten Manuels des Grossen verfasste Geronimo Osorio (1506—80), Bischof von Silves in Algarve: *De rebus Emanuelis, Lusitaniae regis, invictissimi virtute et auspicio annis sex et viginti domi forisque gestis*. Lissabon 1571. Nach dem Muster der besseren römischen Geschichtsschreiber ordnet er den reichen Stoff in glänzender Sprache mit dem Hochgeföhle des warmherzigen Patrioten nicht ohne Freimut; in Portugal gilt sein Werk für ein Denkmal hoher Vaterlandsiebe.

Eine Menge von grundlegenden Nachrichten findet sich in der grossen Urkundensammlung *Archivo Portuguez Oriental* von dem landeskundigen Goanesen J. H. da

Cunha - Rivara, von der bis zum Tode des hochverdienten Verfassers 9 Bände — Nova Goa 1857—76 — erschienen sind; sie enthalten Briefe des Königs an die Stadt Goa, die Privilegien und Beschwerden derselben, Erlasse an die Statthalter, Verhandlungen der Konzilien u. s. w.

Im Jahre 1544 schrieb Simão de Botelho sein für die Kenntnis der portugiesischen Verwaltungspraxis und teilweise der wirtschaftlichen Verhältnisse wichtiges Werk: *O Tombo do Estado da India*; es erschien jedoch erst 1868 in den *Subsidios, para a Historia da India Portugueza* der königlichen Akademie zu Lissabon, nebst seinen Briefen. Als höherer Finanzbeamter bereiste er die Festungen zur Prüfung ihrer Einnahmen und Ausgaben und erwarb durch fleckenlose Redlichkeit in der Verwaltung grosser Geldvorräte Ehre seinem Namen. Trotz seiner treuen Dienste erntete er schnöden Undank; in Ungnaden entlassen, verlor er auf der Heimreise durch einen Sturm Hab und Gut und suchte in trüber Weltflucht eine letzte Stätte der Ruhe bei den Mönchen eines Klosters.

Eine gut geschriebene Übersicht über das portugiesische Entdeckungszeitalter lieferte der gelehrte Jesuit Giovanni Pietro Maffei (1536—1603) in seiner auf Veranlassung des Kardinals Henrique von Portugal verfassten Geschichte von Indien, die 1588 zu Florenz unter dem Titel *Historiarum Indicarum libri XVI* erschien und bis 1557 reicht. Eine wertvolle Zugabe bilden die *Epistolae Indicae*. Er folgte meist der Darstellung von Barros.

Als Quellen zweiten Ranges sind die Arbeiten von Faria y Sausa und von Lafiteau einzuschätzen. Manuel Faria y Sousa (1590—1649), einer alten portugiesischen Familie entsprossen, erregte bereits in jugendlichen Jahren die Bewunderung der Zeitgenossen, nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Rom und Madrid, allerdings weniger durch Geist, als durch umfassende Gelehrsamkeit. Von seinen zahlreichen Werken gehört hierher: *Asia Portuguesa, Lisboa 1666*, in spanischer Sprache geschrieben, das bis zum Jahre 1640 geht. Als anmutiger Erzähler, gestützt auf die oben genannten portugiesischen

Schriftsteller, verfasste der Jesuit J. Fr. Lafiteau aus Bordeaux († 1755) seine *Histoire des découvertes et conquestes des Portugais dans le Nouveau Monde*. Paris 1733.

Höher als die Werke dieser beiden steht eine vortreffliche Arbeit, die besonders die Kriegsgeschichte in reizender Darstellung erzählt und vielfach übersetzt worden ist, die *Vida de D. João de Castro*, Coimbra 1796, von Jacinto Freyre de Andrada (1597—1657).

Über das portugiesische Soldatenleben in Indien unterrichten uns zwei Männer aus eigener Anschauung, zunächst Francisco Rodrigues Silveira, der von 1585—98 dort die Waffen getragen hat und *Memorias* hinterliess mit herben Ausbrüchen des Unwillens über ein entartetes Zeitalter. Einen Auszug aus denselben veröffentlichte Costa de Lobo, der die Handschrift im Britischen Museum entdeckte, unter dem Titel: *Memorias de un Soldado da India, compiladas de un manuscrito portuguez do Museu Britannico por A. de S. S. Costa Lobo*. Lisboa 1877. Noch drastischere Berichte über die Verwilderung des öffentlichen Lebens in Indien giebt der oben genannte Fortsetzer von Barros Diogo de Couto in seinem Werke: *O soldado pratico*, vollendet 1611, herausgegeben erst 1790 im Auftrage der kgl. Akademie der Wissenschaften in Lissabon von A. C. do Amaral, der dasselbe auch mit einer lesenswerten Vorrede versehen hat. Mit durchdringendem Blick erkannte Couto schon in der Blütezeit von Goa die Keime des unaufhaltsamen Verfalls und entwickelte diesen in der lebendigen Form eines Dialoges mit dem Stachel eines ironischen Witzes. In dem ersten Dialoge, dessen Sprecher ein kürzlich ernannter Vizekönig und ein freimütiger Veteran sind, äussert er sich unumwunden über die Ursachen der herrschenden Sittenverderbnis. Nach Vollendung dieses Theiles verflossen mehrere Jahre, in denen er durch seine Ernennung zum Archivar von Goa Gelegenheit erhielt, gründliche Einblicke in den Betrieb der Verwaltung zu thun. So ausgerüstet mit der Kenntnis des Inhalts authentischer Urkunden und durch reiche Schätze eigener

Erfahrungen schritt er zur Niederschrift des zweiten Dialogs, dessen Sprecher diesmal ein Gouverneur, ein Veteran und ein Finanzbeamter sind. Zur Verhandlung in dem Gespräche gelangen besonders die Schleichwege, die zur Plünderung der Staatskassen und zur Ausbeutung der Ämter leiten. Dieser zweite Dialog besitzt nicht die Einfachheit und Wucht des ersten, sondern ergeht sich öfter in gelehrten Abschweifungen, immer jedoch in anziehender Sprache und ergötzlichem Ton. Kräftig sagt Whiteway: „The book is filled to nauseousness with petty scoundrelisms that a healthy thief would despise.“

Als Führer auf dem Gebiete kirchlichen Lebens darf ausser dem h. Franz Xaver, dem „Apostel Indiens“, in seinen lehrreichen Briefen noch ein anderer Jesuit nicht übergangen werden, Francisco de Souza, dessen Werk den Titel trägt: *Oriente conquistado a Jesu Christo pelos Padres da Companhia de Jesus da provincia de Goa*. Von diesem erschienen die beiden ersten Teile 1701 (zweite Ausgabe: Bombay 1881), der dritte liegt noch ungedruckt im Jesuitenkolleg zu Lissabon. Der Briefwechsel des h. Franz Xaver erscheint zur Zeit in einer äusserst sorgfältigen Ausgabe, die zugleich seine ausführliche Lebensgeschichte von der Feder eines Zeit- und vermutlich Ordensgenossen aus den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts enthält, wichtig für die Kenntnis der portugiesischen Kolonialpolitik, der Länderkunde und Ethnographie Ostindiens. Das Werk führt den Titel: *Monumenta Xaveriana ex Autographis vel ex antiquioribus exemplis collecta. Tom. I. S. Francisci Xaverii Epistolae aliaque scripta complectens quibus praemittitur eius vita a P. Alexandro Valignano, S. J., ex India Romam missa. Madrid 1899/1900.*

Eine zweite nicht minder ausgiebige Quelle über Goas Blüte und Verfall besitzen wir in den Reiseberichten. Angehörige vieler Nationen Europas haben die denkwürdige Stätte besichtigt und Aufzeichnungen über das von ihnen Gesehene und Erlebte hinterlassen. Folgende unter ihnen seien besonders hervorgehoben:

Jan Huygen van Linschoten (1563—1611) aus

Haarlem, darf sich mit Recht den Ruhm zuschreiben, seine Landsleute auf die Ergiebigkeit Ostindiens und seine Rolle im Handelsverkehr hingewiesen zu haben. Der Trieb in die Ferne führte ihn nach Sevilla und Lissabon und von da nach mehrjährigem gründlichem Beobachten und Lernen 1583 im Gefolge eines neu ernannten Erzbischofs nach Goa. Während der 5 Jahre, die er dort verbrachte, zog er voll regen Wissensdurstes, geübten Blickes genaue Erkundigungen über alles, das praktische Leben berührende Wissenswürdige ein, namentlich über Landeserzeugnisse und ihre Beziehung zum Grosshandel; er unterrichtete sich über den Seetransport und die Bewegungen des Handels und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in einem brauchbaren Handbuche für die von Holland nach Malabar segelnden Fahrzeuge nieder. Er beschrieb die Richtungen der Seefahrt von Lissabon nach Goa, die Meeresströmungen, die Monsune, die Häfen, Inseln und Untiefen und stattete seine Darstellung mit trefflichen Karten, mit astronomischen Berechnungen aus. Er hat, so sagte man, seinen Landsleuten die Schlüssel zu den Pforten Indiens überliefert. Sein hierhin gehörendes, in viele Sprachen übersetztes Hauptwerk erschien 1604 in Amsterdam unter dem Titel: *Reys-Gheschrift van de Navigation der Portugaloyers in Oriente*.

Franz Pyrard aus Laval an der Mayenne, geb. 1580, schiffte sich 1601 als Zahlmeister auf einem französischen Kauffahrer nach Malabar ein, damals ein kühnes Wagnis, weil die Portugiesen Seeleute unter fremder Flagge als Korsaren behandelten. Nach vielen harten Abenteuern kam er nach Goa als Gefangener und musste öffentliche, niedrige Dienste versehen. Erst nach 5 Jahren vermochte er sich die Erlaubnis zur Heimkehr zu erwirken und sah 1611 seine Vaterstadt wieder. Seine Erlebnisse hat er in einem ausführlichen Werke: *Discours du voyage des Français aux Indes Orientales*. Paris 1611 niedergelegt; seine kunstlose, den Stempel der Wahrheit tragende Erzählung bietet einen Schatz von Mitteilungen über soziale und kirchliche Zustände Goas; den Wert seiner Berichte beweisen ihre Übersetzungen in mehrere fremde Sprachen.

Pietro della Valle (1586—1652) aus vornehmer römischer Familie, von regem Wissenstrieb, verliess in Folge einer nicht erwiderten Neigung das Waffenhandwerk und entschloss sich, unter dem Namen Pellegrino grosse Reisen zu unternehmen, um die Welt zu sehen. Er durchzog den Orient, Syrien, Persien und Indien und kehrte 1626 nach Rom zurück; hier starb er, mit der Redaktion seiner Aufzeichnungen beschäftigt, 1652, hochgeachtet von seinen Zeitgenossen und besonders geschätzt von Gibbon. Nach seinem Tode erschienen seine Briefe unter dem Titel: *Viaggi di Pietro della Valle, il Pellegrino, descritti da lui medesimo in 54 lettere famigliari*. Roma 1657. Seine Mittheilungen sind schlicht und treuherzig.

J. B. Tavernier, Baron von Aubonne, besuchte zweimal Goa in den Jahren 1641 und 1648, welche die Wende zum Niedergange der üppigen Stadt bezeichnen. Vizekönig war damals Philipp von Mascarenhas, der reichste Portugiese, der je von Goa schied, Besitzer einer prachtvollen Sammlung von Diamanten, der aber elend auf der Rückkehr, wahrscheinlich an Gift, gestorben ist. Tavernier hat in viele Verhältnisse hineinschauen dürfen, wusste sich gut mit dem Vizekönig und dem Grossinquisitor zu stellen und entkam ohne Fährde den Schlingen des furchtbaren Tribunals. Die Hauptnachrichten über Goa befinden sich im zweiten Theile seines Werkes: *Les six voyages de J. B. Tavernier*. Paris 1676.

Etwa 20 Jahre nachher kam Dellon, ein französischer Arzt, nach Goa; er machte sich später bekannt durch Schilderung der über ihn von der Inquisition verhängten Verfolgungen in seinem Werke: *Relation de l'Inquisition de Goa*. Wie er erzählt, waren es die Triebfedern der Eifersucht und des religiösen Fanatismus, die ihn auf Malabar in schwere Verwicklungen stürzten. In der Kolonie Damão hatte er durch Beziehungen zu einer Dame, die ein Verhältnis mit dem Gouverneur und einem Geistlichen unterhielt, den Zorn dieser einflussreichen Männer sich zugezogen, sich ausserdem unvorsichtig bei einem Mönche über Taufe und Bilderverehrung geäussert und die Beschlüsse der In-

quisition für geringwertiger als Christi Lehren erklärt. Das h. Amt liess ihn ins Gefängnis werfen, dessen Widrigkeiten er mit schrecklichen Farben schildert und dann in Eisen nach Goa schaffen, wo er zwei Jahre in den Kerkern der Inquisition schmachtete. In Verzweiflung über seine einsame Haft und die Jammerlaute seiner gefolterten Mitgefangenen, machte er einen dreimaligen Selbstmordversuch, bis ihm zuletzt das Urteil gesprochen wurde, das auf Verweisung aus Indien lautete. Nach seiner Ankunft in Frankreich veröffentlichte er seine Erlebnisse in *Damão und Goa*, frei von Verschönerung und Verzerrung; wie Dr. Buchanan, der sich 1808 in Goa aufhielt, erzählt, erkannte der Grossinquisitor Dellons Angaben über die Kerker, die Folterung, der Prozessgang der Autos da Fé u. s. w. im wesentlichen als richtig an.

Als namhafte Reisende seien noch erwähnt der holländische Feldprediger *Baldaeus*, der als Augenzeuge die letzten Kämpfe der Portugiesen und Holländer auf Ceylon sich abspielen sah — eine englische Übersetzung seiner Berichte findet sich in *Churchill's Collection of Voyages and Travels*, Bd. II; — der Holsteiner *Albert von Mandelsloe*, der 1638 Goa besuchte, der französische Apotheker *Jean Mocquet*, der 1610 in Goa weilte, aber in seinen Mitteilungen — *Voyages en Afrique, Asie, Indes Orientales et Occidentales*. Rouen 1645 — den Eindruck der Übertreibung macht; der Wundarzt *John Fryer*, der von 1672 bis 1682 Ostindien bereiste, der Kapitän *Alexander Hamilton*, „a sturdy old merchant“ voll ergötzlicher Geschichten, u. a.

Sehr brauchbar sind ferner die *Livros das Monções*, die Bücher der Monsune. Während des 16. und 17. Jahrhunderts wurde der Verkehr zwischen Portugal und Indien durch die jährlichen Flotten, die hin und her fuhren, gesichert. Weil Ankunft und Abfahrt dieser Flotten sich genau nach dem Wehen der Monsune richteten, so bekamen die Register, welche amtliche und private Mitteilungen enthielten, den Namen *Livros das Monções*. Eine Anzahl

Bände, welche die Zeit von 1605 bis 1618 betreffen, ist von der kgl. Akademie der Wissenschaften in Lissabon veröffentlicht worden. (*Documentos remetidos da India ou Livros das Monções publicados da Academia Real das Sciencias de Lisboa. 1880—85.*)

Die Bedeutung eines Quellenschriftstellers hinsichtlich des Schicksals von Goa an der Wende des 18. Jahrh. darf dem französischen Missionspriester Cottineau de Klo-guen zugesprochen werden, der 1830 in Madras starb. Ein Jahr nach seinem Tode erschien daselbst sein jetzt sehr seltenes Werk: *Historical Sketch of Goa*. Ein eifriger Lobredner der Inquisition verbreitet er sich ausführlich über die kirchlichen Verhältnisse der Kolonie und gibt namentlich als wohl unterrichteter Führer reichen Aufschluss über die Kirchen und Klöster der Stadt und ihre Hauptgebäude. —

Von den neueren Arbeiten seien hier noch genannt J. C. Barreto Miranda, *Quadros históricos de Goa*. 3 Hefte. Margão 1863—65. J. N. da Fonseca, *An historical and archaeological sketch of the city of Goa*. Bombay 1878, ein Werk, das namentlich die antiquarischen Bedürfnisse schaulustiger Reisender befriedigt; Ficalho, *Garcia da Orta e o seu tempo*. Lisboa 1886; Frederick Charles Danvers, *The Portuguese in India, being a history of the rise and decline of their Eastern Empire*. 2 vols. London 1894; auf Veranlassung der geographischen Gesellschaft in Lissabon schrieb Lopes Mendes ein zwei-bändiges Werk: *A India Portugueza*, mit vielen Abbildungen; A. E. de Almeida Azevedo, *As comunidades de Goa. Historia das instituições antigas*. Lisboa 1890; W. Storck, *Luis de Camões' Leben*. Paderborn 1890; Dr. Tomaschek und Dr. Ritter, die topographischen Kapitel des indischen Seespiegels *Mohit*. Wien 1897; J. Strandes, *Die Portugiesenzeit in Deutsch- und Englisch Ostafrika*, Berlin 1899; R. S. Whiteway, *The rise of Portuguese power in India 1497—1550*. Westminster 1899. Vom kolonialpolitischen Standpunkte entwickelt A. Zimmermann die Erfahrungen der Portugiesen in Indien in seinem Werke: die europäischen

Kolonieen. Bd. I. Berlin 1896; endlich sei noch hingewiesen auf Schäfers Geschichte von Portugal. 5 Bde. 1836 bis 54 (veraltet) und auf die mit rednerischem Schwunge und warmer Vaterlandsliebe geschriebene treffliche *Historia de Portugal nos seculos XVII e XVIII* von L. A. Rebello da Silva. 5 Bde. Lissabon 1860—71.

I.

Die Bahn, auf welcher das kleine Portugal unter Führung grosser Männer zu Macht, Ansehen und Ruhm gelangen konnte, war ihm durch seine örtliche Lage bezeichnet. Hingestreckt im äussersten Südwesten Europas und bespült von dem atlantischen Weltmeer, musste es in dessen Fernen die seinem Unternehmungssinn gesteckten Ziele ahnen. Durch die Kriege mit den Mauren war es, besonders durch den hochherzigen Infanten Henrique den Seefahrer, auf die afrikanische Küste geführt worden; wetteifernd mit Spanien begann es allmählich an überseeischen Entdeckungen den grössten Anteil zu nehmen und näherte sich langsam aber stetig der Lösung einer schwierigen Aufgabe, der Umschiffung Afrikas. Unter der Regierung Manuels des Grossen umsegelte endlich Vasco da Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung und das Nadelkap, fand den Seeweg nach Ostindien und ankerte am 19. Mai 1498 im Hafen von Calecut, an der Küste Malabar. Unentwegte Ausdauer und opferwilliger Heldenmut eines waffenfrohen Volkes, verbunden mit den findigen Schlüssen sinniger Denker hatten schliesslich Mittel und Wege gefunden, unter einem unbekanntem Himmel nach dem sagenumwobenen Lande vorzudringen und ein Ergebnis zu erreichen, das bestimmt war, einen vollständigen Umschwung des gewinnreichen Handelsverkehrs mit dem Oriente zu bewirken, Venedig zu verdrängen und Portugal zur führenden Macht in Indien zu erheben.

Die politischen Zustände, die auf dem Dekkan sich herausgebildet hatten, waren solchen Strebungen günstig.

Die eingeborenen Hindu hingen noch der brahminischen Religion und der in ihr wurzelnden Kastengliederung an; in den Küstenstädten hatten sich muhamedanische Araber, von den Portugiesen Mauren genannt, angesiedelt und sich durch rührige Thätigkeit und sorgfältige Pflege der Beziehungen zu ihren Glaubensgenossen in Persien, Aegypten und der Levante in den Besitz des ganzen Handels und glänzender Reichtümer gesetzt. So lange die kräftigen Fürsten der Bahmanidynastie auf dem Dekkan walteten, hatten sich die maurischen Kaufleute eines sicheren Schutzes zu erfreuen; aber im Laufe der Zeit verfiel die einheitliche Herrschergewalt; das Land löste sich in eine Menge grösserer und kleinerer Territorialherrschaften auf. Wie zu Alexanders Zeit mussten die schwächeren die Hoheitsansprüche der stärkeren anerkennen und waren daher stets bereit, günstige Gelegenheiten zu benutzen, um mit Hülfe von Fremdlingen das Joch der Abhängigkeit abzuwerfen. Bei der Ankunft der Portugiesen herrschte an der südlichen malebarischen Küste in Calecut ein Kaiser, der den Titel Samorim führte und ein Schloss in einem herrlichen Palmenhaine unweit seiner Hauptstadt bewohnte. An der nordmalabarischen Küste, südlich von Bombay, sass in gleich unabhängiger Stellung der Sultan von Bijapur Yussuf Adil Shah, der den Beinamen Sebajo trug. Diese zerfahrenen Verhältnisse haben das kleine Portugal auf den Weg der Eroberung weiter Ländermassen verlockt, zu deren Behauptung seine Macht auf die Dauer nicht ausreichte, namentlich seitdem Holland und England ihre Flaggen in den indischen Gewässern entfalteteten. Spanien war allerdings durch den Minenbetrieb genötigt worden, erobernd in das Innere Südamerikas einzudringen, um die reichen Silberschätze der Kordilleren sich zu sichern; ausserdem war es damals in der Lage, einen erheblichen Überschuss seiner Bevölkerung für überseeischen Landerwerb abzugeben; das dünn bevölkerte Portugal aber hätte auf die Unterwerfung ausgedehnter volkreicher Landschaften am besten verzichtet. Schon früh erhoben sich, wie wir bei Osorio lesen, warnende Stimmen gegen die Beschreitung einer Eroberungspolitik; auch Lafiteau führt aus,

dass, wenn Portugal seine Herrschaft auf Ceylon beschränkt, diese Insel gut bevölkert und durch ein ineinandergreifendes System von Festungswerken geschützt und in seinen Beziehungen zur Hinduwelt Gerechtigkeit und Menschlichkeit gepflegt hätte, hier eine Kolonie errichtet worden wäre, die, ein Segen für das Mutterland, ihm Millionen an Geld und Leuten erspart haben würde. Der Gang der Unternehmungen in Ostindien ist besonders durch das Interesse der Regierung in Lissabon bestimmt worden, den andern Weg der indischen Waren über den persischen und arabischen Meerbusen zu schliessen. Nicht Edelmetalle lieferte der indische Handel, sondern kostbare Artikel, die von dem abendländischen Luxus sehr gesucht waren, nicht nur Spezereien und Gewürze, sondern auch mannigfaltige Erzeugnisse des durch die Bedürfnisse eines vorgeschrittenen geselligen Lebens entwickelten Kunstfleisses von China und Japan.

Seit Beginn des 16. Jahrhunderts strömten nun Jahr für Jahr reiche Ladungen der indischen Waren nach Lissabon, wo sie nur gelöscht werden durften. Da die arabischen Kaufleute alle Hebel aufboten, portugiesische Niederlassungen zu verhindern, so fuhren von nun an bewaffnete Kauffahrteiflotten, im Schutze von kleinen Kriegsgeschwadern, in die indischen Gewässer, um für die Krone feste Stapelplätze zu gewinnen. Helden, wie Vasco da Gama, Cabral, Almeida, Albuquerque, unterstützt von dem begeisterten Mute und der flammenden Ehrbegier der Lusussöhne schlugen nicht nur alle Anstrengungen der malabarischen Fürsten, die kühnen Fremdlinge zu verjagen, nieder, sondern vereitelten auch alle Versuche des Sultans von Kairo, die Macht der Portugiesen in Indien zu brechen. Diese beugten sogar die reiche Inselstadt Ormuz am Eingange des persischen Meerbusens unter die Oberhoheit ihres Königs. Allerdings leicht und billig wurden diese Erfolge nicht errungen; entsetzlich grosse Opfer an Menschen forderten die Seefahrten, Kämpfe und Krankheiten. Auch mit Sanftmut und Menschlichkeit wurde der Osten nicht erobert, Hohe wie Niedere befleckten ihren Ruf mit Ausgeburten der Habsucht und Thaten wilder Grausamkeit; aber die damalige Weltanschauung

verzieh alle Gräuel, die man an Heiden und Muhamedanern ausübte.

Der eigentliche Gründer der portugiesischen Machtstellung in Indien ist Affonso de Albuquerque (1452—1515), der im November 1509 die Statthalterwürde erhielt, ein Held gleich gross als Krieger wie als Staatsmann. Er erkannte, dass die zukünftige Herrschaft vorzugsweise durch wohlbefestigte Küstenplätze mit starker Besatzung und eine allgegenwärtige Flotte gesichert werden müsse und ersah sich zum Bollwerk und zum zentralen Stützpunkt die unvergleichlich günstig in der Mitte der Malabarküste gelegene Inselstadt Goa, die Hauptstadt des Reiches Bijapur, wo der einflussreiche Perser Yussuf¹⁾ sich einen von der Bahmanidynastie des Dekkan unabhängigen Staat gegründet hatte. Als Albuquerque mit der Flotte vor Goa erschien, herrschten im Lande heftige Parteiungen. Yussufs Sohn Ismael Adil Shah lag mit seinem Nachbar in bitterer Fehde. Durch einen wagemutigen Handstreich überrumpelte der portugiesische Feldherr den Platz und veranstaltete am 4. März 1510 seinen feierlichen Einzug; eine beträchtliche Beute an Pferden, Elephanten und kostbaren Waren, dazu viele reich befrachtete Schiffe, die im Hafen lagen, fielen in seine Hände; 6000 ansässige Mauren²⁾, die Nebenbuhler der heimischen Kaufleute, traf Tod oder Verbannung. Zwar musste er Goa am 30. Mai infolge eines allgemeinen Aufstandes wieder räumen; aber mit zäher Standhaftigkeit hielt er sich in schwerbedrängter Lage aufrecht und nahm am 25. November die Festung durch Sturm zurück — es war der Tag der h. Katharina, sie ernannte er zur Schutzpatronin von Goa, ihr zu Ehren erbaute er die dortige Kathedrale. Seit diesem Tage ist Goa bei der

¹⁾ Diesem Yussuf geben die Portugiesen den Beinamen Sebayo und Haldcão mit wechselnder Schreibung; letzteres Wort leiten sie ab von Adil Khan und übertrugen es auf seine Nachfolger.

²⁾ Die Portugiesen jener Zeit verstehen unter Mauren (Mouros) Mahomedaner und bezeichnen damit den Glauben, nicht die Rasse; zu den Mauren zählten u. a. Einwohner von Persien, von Khorasan, Afghanistan und Turkestan.

Krone von Portugal geblieben; Adil Shahs Versuch, 1511 die Feste zu überraschen, scheiterte an der Stärke der neu-angelegten Befestigungen und an dem Heldenmuth der Verteidiger.

Noch 5 Jahre hat der grosse Mann die umfassenden Gaben seines Geistes den indischen Geschäften gewidmet. Allerdings hatte sein Vorgänger Almeida massvollere Wege eingeschlagen; er fürchtete von einer Eroberungspolitik die grosse Gefahr der Zersplitterung der vaterländischen Machtmittel und erklärte, wer die indische See beherrsche, sei Herr von Indien; Portugal könne nicht Jahr für Jahr zahlreiche Truppen für grössere und kleinere Festungen herschicken; nur in der Vereinigung der verfügbaren Streitkräfte und ihrer Schlagfertigkeit beruhe die Sicherheit der Küste Malabars. Albuquerque verfolgte höher strebende Entwürfe; er fand das Heil in der Besitzergreifung aller wichtigen Stapelplätze und Ausfuhrhäfen Malabars und der Sunda-see; die See, sagte er, ist ein unsicherer Zufluchtsort, einen festen Halt kann nur das Festland gewähren; ein einziger Sturm verschlingt die schönste Flotte, während man auf dem Lande die Mittel zum Ersatz der Schiffe besitzt und das Verlorene leicht ergänzen kann. Daher unternahm er 1511, um auch die unbekannt malaiische und javanische Inselwelt im fernen Osten, wo die arabischen Kaufleute die kostbaren Gewürze holten, den Europäern zu erschliessen, seinen berühmten Zug nach Malakka, dem bedeutendsten Stapelplatz Hinterindiens, eroberte nach hartnäckigem Widerstande die Hauptstadt und traf dann so wohldurchdachte Massregeln, dass sogar die arabischen und chinesischen Kaufleute seitdem noch zahlreicher zum Austausch der Waren herbeiströmten und die Herrscher von Siam, Java und Sumatra sich um seine Freundschaft bewarben. Nach seiner Rückkehr von Malakka entsetzte er mit glänzender Tapferkeit das aufs neue gefährdete Goa und schloss die Reihe seiner kriegerischen Thaten mit der Eroberung von Ormuz 1515. Ormuz, Goa und Malakka sind die drei Namen, die seinen Ruhm verewigen; Goa sollte der Mittelpunkt für die zerstreuten Glieder des grossen Handelsreiches, Ormuz der

Hauptschlüssel zur Aufschliessung des uralten Verkehrs zwischen Orient und Occident, Malakka die offene Pforte für die gesegneten Gebiete Ostasiens werden. Auf der Rückfahrt von dem Zuge nach Ormuz erteilte ihm die kränkende Botschaft von seiner Entlassung. Eifersüchtig auf den Ruhm und das machtvolle Ansehen seines Feldherrn rief ihn König Manuel ab. Das brach das stolze Herz des grossen Mannes; im Angesichte Goas verschied er am 16. Dezember 1515. Sein Tod wurde von seinem Volke als ein nationales Unglück empfunden; auch der König bereute zu spät das seinem treuen Diener zugefügte Unrecht. Als Albuquerque die Augen schloss, umfasste bereits die portugiesische Herrschaft alle wichtigen Küstenstädte Malabars; ihre Flagge wehte von Ormuz bis zum Kap Komorin, von Madagaskar bis Ceylon, von Malakka bis zu den Molukken. Überall war die zerspaltene mohamedanische indische Welt bei allen Waffenerhebungen den tapferen Söhnen Portugals erlegen. Weit landeinwärts erstreckte sich dieser Einfluss; freundschaftliche Beziehungen wurden mit den Herrschern von Siam, Java und selbst China unterhalten; durch Festungen wie Ormuz, Goa, Calekut, Cochim, Cananor und Malakka, durch eine Flotte von 50 Segeln und 2000 bis 3000 europäisch geschulten Truppen wurde dieses Ansehen aufrecht erhalten. Der Hauptstützpunkt dieser Machtmittel wurde Goa; hier befanden sich der Sitz der Regierung, die Kriegsvorräte und die Werften. Die europäischen Kaufleute konnten jetzt nur noch in Lissabon Gewürze finden; so wurde die Hauptstadt am Tejo bis zum Ende des 16. Jahrhunderts der grösste Handelsplatz der Welt, nach welchem der unermessliche Reichtum Indiens abzufliessen begann, und Venedig verlor die Vorherrschaft in Indien. Die alljährliche Ausrüstung der grossen Geschwader, die Lebenshaltung der reich aus dem Osten Heimkehrenden und das Zusammenströmen grosser Geldmassen zu gunsten der kaufmännischen Spekulation bewirkten diesen Umschwung. Seitdem schlug ein geräuschvolles Leben in Lissabon seine Wellen, namentlich wenn die Schiffe aus Indien, mit des Orients Schätzen beladen, einliefen. Dann verwandelten sich die Läden der

Rua Nova in orientalische Bazare und füllten sich mit den feinsten Wohlgerüchen, mit köstlichen Geweben und kunstvollem Porzellan; dann eilten Kaufleute aus Italien, Frankreich und Flandern herbei und tauschten die Erzeugnisse der heimischen Industrie gegen die Spezereien Indiens ein, dann warfen hochbordige Galeeren und weitbauchige Huker in der Tejomündung Anker. Dazu kam das glänzende Strassenbild: vornehme Fidalgos ritten auf stolzen Rossen, mit blitzenden Waffen, im federgeschmückten Sammetbarret durch die Strassen und huldigten den Damen auf den Balkonen; jeden Morgen eilten fromme Beterinnen in die Kirchen, da es wohl keine Edeldame gab, die nicht einen Bruder, einen Verwandten in Afrika oder in Indien gehabt hätte. Den männlichen Teil der Hauptstadt wie des ganzen Landes hatte ein förmlicher Taumel ergriffen, nach Goa zu gehen, um das Glück dort zu finden. Langer Vorbereitungen bedurfte es nicht dazu; „ein zerrissener Mantel, ein rostiges Schwert genügten für die Ausrüstung, dazu wurde gefordert ein lebhaftes Auge, ein behender Fuss und ein mutiges Herz“. Ein treues Spiegelbild dieser Zeit bietet die Litteratur jener Tage, namentlich Gil Vincente, Jorge Ferreira und Sá de Miranda. „Eine ganz eigentümliche Gesellschaft war es, ruft Ficalho aus, in der die Männer rar werden, die Familien in steter Aufregung leben und hinschauen auf den blauen Horizont des unendlichen Meeres, von welchem so gut das Glück wie das Unglück kommen kann“ und bezeichnet des damaligen Portugals Lage als die eines Volkes, das in die Lotterie gesetzt hat und nun das grosse Los erwartet.

II.

Während heute den Reisenden, der Goa sehen will, ein bequemer Dampfer in etwa zwei bis drei Wochen durch den Suezkanal über Bombay hinführt, kostete in früheren

Jahrhunderten die Fahrt um die Südspitze von Afrika mehr als die doppelte Zahl von Monaten und war mit den grössten Mühseligkeiten verknüpft. Die Schiffe in Lissabon stachen, genau sich nach dem Wehen der Monsune richtend, Februar oder März in See, hielten sich möglichst nahe an der Küste und liefen als ersten Hafen Moçambique an. Oft verhinderten Stürme die Umsegelung Afrikas und zwangen sie entweder nach Lissabon zurückzukehren oder einen Zufluchtsort in Angola oder gar in Brasilien aufzusuchen; hatten sie vor Juli die Schwierigkeiten am Nadelkap nicht überwinden können, so mussten sie den weiten Umweg um Madagaskar nehmen, statt der kürzeren Strasse durch den Kanal von Moçambique; aber auch dann waren sie häufig vor der Änderung der Monsune nicht imstande Goa zu erreichen, sondern genötigt in Cochim zu landen. Im Dezember oder Januar segelten die Schiffe von Goa nach Lissabon auf demselben Wege längs der Küste zurück. Frisches Wasser wurde in St. Helena eingenommen und der Kranke bis zur Genesung dort zurückgelassen; vor Juli sah man selten die Heimat wieder. Das Leben an Bord dieser Ostindienfahrer ¹⁾ bietet ein abschreckendes Bild; auf der Hinreise erhielten die Fahrgäste Lebensmittel geliefert, auf der Rückfahrt hatten sie selbst für sich zu sorgen; auf beiden Fahrten empfangen sie ihr Brennmaterial zugewiesen, sie mussten selber für sich kochen und sich die Speisen bereiten. Die Schiffe waren überfüllt; gerade zu ekelhafte Schilderungen der darauf herrschende Zustände, der Unsauberkeit und der infolgedessen ausbrechenden Krankheiten und Seuchen sind bei Mocquet zu lesen. Man wagte nicht zu schlafen, aus Furcht, beim Erwachen sich der zugetheilten Wasserration beraubt zu finden. Bei solchem Elend musste die Sterblichkeitsziffer eine traurige Höhe erreichen; kaum 60 % der Fahrgäste überstanden die Leiden. Am furchtbarsten haben seuchenartige Krankheiten auf dem Fahrzeug gewüthet, das 1576 den Vizekönig Lourenço Pires de Tavora hinübertragen sollte; er selbst erlag den Leiden und mit ihm endeten

¹⁾ Vgl. Camões, Lusiaden 1, 58. 6, 39.

von der 1100 Köpfe starken Besatzung nicht weniger als 900.

Goa¹⁾ liegt etwa 250 engl. Meilen südlich von Bombay und lässt sich von da heute in 26 Stunden auf einem der sogenannten Shepherd's boats erreichen; es besitzt einen herrlichen mit Palmen umsäumten Doppelhafen. Das Meer hat hier aus dem Festlande ein geräumiges Becken ausgeschnitten, welches von den mit Festungswerken gekrönten steil aufsteigenden Vorgebirgen Agoada im Norden und Mormugão im Süden eingeschlossen wird. Fast in der Mitte dieser beiden Eckpfeiler springt eine schmale Landzunge weit in die See hinein und endet in dem in Goas Geschichte oft genannten Cabo. So werden zwei Ankerplätze geschaffen, von denen jeder den grössten Seeschiffen während eines beträchtlichen Teiles vom Jahre einen bequemen und sicheren Ankerplatz gewährt. Die Kolonie Goa ist heute eingeteilt in 9 Distrikte, von denen die drei vornehmsten, zugleich am Meere gelegenen: Bardez, Ilhas und Salsette die Bezeichnung Velhas Conquistas — alte Eroberungen — tragen, die übrigen sechs binnenländischen Novas Conquistas — Neue Eroberungen heissen. Die Lage dieser Landschaften ist eine glückliche. Die Westghats, welche die malabarische Küste bis zum Kap Comorin begleiten, fallen in sanften Abdachungen, die hier ausserdem längere Wasserinnen liefern, zu einem ergiebigen Hügelgelände ab, auf der die Pfeffer- und Betelranke, das Zuckerrohr, der Reis, die Palme fröhlich gedeihen. Der von April bis September wehende Südwestmonsun, welcher von dem kalten Südafrika nach dem warmen Hochasien geht, bringt der Küste die kühle und nasse Jahreszeit; dann kleidet sich die Erde in frisches Grün und bedeckt sich mit Blumen, und die Luft wird kräftig und wohlthuend für Gesunde und Kranke; von Oktober ab

¹⁾ Goa mit seinem Gebiete umfasst heute 3270 qkm, auf dem zur Zeit etwa eine halbe Million Ew. lebt, 138 auf einem qkm. Der Distrikt Ilhas heisst bei den Eingeborenen auch Tissuary, so viel als „ein Bezirk von 30 dörflchen Gemeinschaften“. Der Handel Goas hatte im Jahre 1901 einen Gesamtwert von 1 182 723 Rupien; davon entfielen auf die Einfuhr 797 460, auf die Ausfuhr 385 263 Rupien.

kommen diese periodischen Winde aus der entgegengesetzten Richtung, von dem kalten Hochasien nach dem warmen Südafrika, aus Nordost, und bescheren der Kolonie, besonders in den muldenartigen Thalgründen Trockenheit und Hitze. Viele Gebirgsgewässer strömen befruchtend von den Ghats herunter westlichen Laufes in das Meer; der bedeutendste von ihnen ist der Mandovifluss, welcher, sich in mehrere Arme zerspaltend und inselbildend, an Goa vorüberströmt und sich in das Becken von Agoada ergiesst, an seiner Mündung geschützt durch die auf schroffen braunen Höhen liegenden Forts Reis Magos und Gaspar Dias. Vor der Mandovimündung bildet sich alljährlich mehrere Monate hindurch die vielgenannte, den Eingang sperrende Barre. Die Winde, die vor der Regenzeit wehen, häufen dort solche Sandmassen an, dass die Tiefe kaum zwei Fuss beträgt und nur kleine Barken hinüberfahren können. Wenn dann der Himmel in der kühlen Jahreszeit seine Wassermengen herniederschüttet, so schwemmen die in mächtiger Fülle heranschiessenden Mandovifluten den Sand wieder fort und öffnen auch grösseren Fahrzeugen den Eingang bis unter die Mauern Goas.

In diesem gesegneten Gelände mit seinen schönen Uferlinien lag die ehemalige Hauptstadt des portugiesischen Kolonialbesizes in Vorderindien, das üppige, reiche Goa, das jetzt bis auf wenige prachtvolle Reste vom Erdboden verschwunden ist, nicht vom Feinde zerstört, nicht durch Erdbeben oder Feuer vernichtet, sondern dem Untergange preisgegeben von seinen berufensten Hütern, die schmählich den thatkräftigen Unternehmungsgeist ruhmvoller Ahnen eingeüsst hatten. Aber um die Trümmer der gefallenen Stadt schwebt der Zauber interessanter Erinnerungen. Wer in der Mitte des 16. Jahrhunderts den Mandovi aufwärts bis zu den Wällen Goas fuhr, konnte nicht umhin, die Thatkraft der Portugiesen anzuerkennen, die hier in kurzer Zeit Beträchtliches geleistet hatten, und das eigenartige landschaftliche Bild zu bewundern. Zur Linken dehnten sich die Bodenanschwellungen von dem nördlichen Bezirke, Bardez, aus; das Flussbett verengt sich durch die Inselchen

Chorão und Divar; ihre flachen Niederungen sind bestanden mit schlanken Kokosbäumen, die ihre feingezackten Blätter in der Meeresbrise wiegen; weiter erblickt man die mit Palmenlaub bedachten Hütten der Kanarins oder der Arbeiter und Herden aschfarbiger Kühe, von halbnackten Mädchen gehütet. Eine andere Fernsicht bot das Gelände rechts vom Flusse. Hatte man die Palmenwälder von Panjim und Ribandar und die weiss getünchten epheumrankten Kirchen dieser Ortschaften hinter sich, so tauchten allmählich die Vorstädte Goas und der Rosenkranzhügel auf; dann folgte, sich spiegelnd im Tanze der Wellen, die Ribeira Grande oder das Grosse Ufer mit stattlichen Bauwerken, mit Warenspeichern, der Münze und den Dienstwohnungen der Intendanten. Auf den Holmen lagen dort zur Ausbesserung grössere und kleinere Fahrzeuge; dort rührten sich auf der einen Seite im Gedränge wetteilernder Arbeit Gruppen von Zimmerleuten, Metallgiessern und Artilleristen, auf der anderen schichteten geduldige Elephanten, geleitet von ihren Wärtern, die kostbaren Hölzer auf, die von Chaul und Beçaim kamen. Dann gelangte man zum Staden Santa Catharina und zum Fischmarkte, auf dem eine dichte Menschenmenge aus dem dienenden Stande kaufend und feilschend sich hin und her bewegte, und erreichte die Festung Goa, die von etwa 30 Werken mit 1400 Geschützen verteidigt war.

Goas Alter reicht weit hinauf in vergangene Jahrhunderte; die älteste Niederlassung dieses Namens war eine Hindustadt im südlichen Teile des obengenannten Distrikts Ihas am Ufer des in die Bucht von Mormugão fliessenden Zuari gelegen; Ferishteh und andere muhamedanische Annalisten thun ihrer Erwähnung als eines angesehenen Seesplatzes in alter Zeit.¹⁾ Sie gehörte als Vorort zum Reiche der Kadambas, das mehr als 1300 Ortschaften umfasste, und entwickelte sich, wie zahlreiche Inschriften bezeugen, zu einem volkreichen Gemeinwesen, in dem auch wissen-

¹⁾ Dass die von Ptolemäus und im Periplus genannte Stadt *Tivdis* das spätere Goa gewesen, ist nicht unwahrscheinlich.

schaftlicher Sinn seine Pflege fand und durch regen Handelsverkehr Wohlstand aufblühte. Stattliche Häuser dieser Hindustadt waren noch zur Zeit der portugiesischen Entdeckungsfahrten vorhanden. Heute ist jegliche Spur von dieser alten Kulturstätte verschwunden; die Eingeborenen nannten sie Orlam Goeno, die portugiesischen Chronisten Goa Velha—Altgoa. Als die Dynastie der Kadambas in der Mitte des 13. Jahrh. erlosch, brachen Bürgerkriege aus; die Moslems benutzten diese Wirren und machten sich eine zeitlang zu Herren der Ilhas, bis es dem einheimischen Fürstengeschlechte des Reiches Vijayanayar (1336—1565) gelang, die Muhamedaner zu verjagen und auch die Ilhas ihrem Gebiete einzuverleiben.¹⁾ Gegen das Jahr 1440 machte sich Altgoa unabhängig; ein Menschenalter später, gegen 1480, fassten die Einwohner den Entschluss, ihre Stadt an das linke Ufer des Mandovi zu verlegen, etwa 8 Kilometer von dem jetzigen Panjim an seiner Mündung. Die mächtigere Wasserfülle des Mandovi, namentlich in der Regenzeit, seine grössere Tiefe und Breite, die Möglichkeit, auch Seeschiffen noch 15 km hinauf von der Bucht ab passenden Ankergrund zu gewähren, wird die klugen Kaufherren bewogen haben, ihre bisherige Heimatsstadt aufzugeben und eine neue zu gründen; bald zeigte sich, wie richtig sie gerechnet. Diese neue Gründung, die den Namen Goa beibehielt, wuchs in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Emporium auf, das zukunftsreich seine Glieder reckte und streckte, sich durch feste Umwallung gegen habgierige Nachbarn schirmte und sich mit Tempeln und prächtigen Häusern schmückte. Weithin bis zum Meere, an den Vorhügeln der Ghats lagen die Lusthäuser der Kaufherren, umduftet von Blütenpracht und wohlgepflegtem Pflanzenwuchs, Zeugen des hereinströmenden Reichtums. Die trefflich zur Beherrschung der malabarischen See gelegene Stadt musste bald die Augen der muhamedanischen Fürsten des Dekkan auf sich ziehen, welche um diese Zeit das Joch des Kaisers von Delhi abgeworfen und unab-

¹⁾ Rob. Sewell, A forgotten Empire. London 1900.

hängige Staaten errichtet hatten. Unvermögend, ihre beharrlichen Angriffe abzuweisen, wurde Goa schliesslich gegen 1490 ein Teil des Königreiches Bijapur unter Yussuf Adil Shah. Auch in den neuen Verhältnissen gedieh Goa; der Herrscher wusste einsichtig Lage und Hilfsmittel der Stadt und den Unternehmungssinn der Bewohner zu würdigen und Goa zum natürlichen Stapelplatz von Vorderindien zu erheben; es wurde hoch angesehen bei den Muhamedanern, deren Pilger aus Indien sich hier zur Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten sammelten und gefeiert von Reisenden, die, wie Varthema, bewundernd Goas Reize priesen, geschätzt von dem Landesherrn, in dessen Schatzkammer von hier beträchtliche Summen flossen. Das war die Stadt, die Affonso de Albuquerque 1510 vorschauenden Blickes zum Grundpfeiler der portugiesischen Macht in Indien ersehen und erhoben hatte. Im Laufe von etwa zwei Jahrhunderten hat die Metropole der India Portugueza, wie Goa nunmehr hiess, eine grossartige Stellung als Mittelpunkt des politischen, kirchlichen und kommerziellen Lebens in Vorderindien sich erworben und sich als Ausfuhrhafen der unerschöpflichen Erzeugnisse Indiens in märchenhafter Pracht entfaltet.

Quem vio Goa
Excusa de ver Lisboa!

Wer Goa sah, braucht Lissabon nicht zu sehen, hiess ein geflügeltes Wort jener Tage. Dann kam der trübsalreiche Umschlag: das ehemals so kriegerische Herrenvolk der portugiesischen Fidalgos fiel dem Krämergeiste, der Verweichlichung und der Erschlaffung anheim; dann musste Portugal in die spanische Monarchie aufgehen (1580) und seine Volkskraft für fremde Aufgaben verbrauchen; ferner verlangten frischere Völker, die Holländer und Engländer ihren Teil am indischen Handel und entrissen den Portugiesen die wertvollsten Besitzungen. Armut und Dürftigkeit zogen in Goa ein, und schliesslich fehlten die Mittel, dem Verfall der prunkvollen Stadt zu steuern. Sie, die so lange der Sitz der Üppigkeit, der Sammelplatz des Reichtums und

des Luxus gewesen, bot das Schauspiel eines allmählichen Absterbens. Der Regierungssitz wurde nach Panjim an der Mandovimündung verlegt und dieses führt jetzt als dritte Gründung den Namen Nova Goa — Neugoa.

Eine buntgemischte Bevölkerung wuchs allmählich nach der Eroberung in Goa und seinem Gelände auf; dieses umfasste seit 1534 auch das Gebiet von Bardez im Norden und von Salsette im Süden der Ilhas, eine Angliederung, die wertvoll seinen Umfang vermehrte. Da der Handelsverkehr eine wichtige Lebensader des Landes bildete, Handelsvölker aber nur in friedlichen Verhältnissen ihren Betrieb pflegen können, so vertrat die Regierung den Eingeborenen gegenüber eine Politik des Friedens und der Eintracht; nur der maurische Teil der Bevölkerung wurde mehr und mehr verdrängt. Das portugiesische Element in derselben suchte Albuquerque durch Verbindungen seiner Seeleute mit den Töchtern des Landes zu verstärken, da Frauen aus der Heimat nur spärlich herübergezogen werden konnten; auch Einwanderer gingen solche Mischehen ein; als Kinder des europäischen Südens fanden sie auf Malabar ein gewohntes Klima, schickten sich bald in die Wirkungen der tropischen Sonne und vollzogen um so leichter den Übergang in die neuen Daseinsformen, als die damaligen Portugiesen semitisches und Negerblut in ihren Adern hatten. So entstand allerdings im Laufe der Zeit ein Geschlecht von Mischlingen, anfangs ein gewandtes, vielgeschäftiges Volk, das für die Entwicklung des Verkehrs förderlich war, weil es portugiesische Sprache und Sitte unter den Hindu verbreitete. Allein die Hoffnungen, die man für die Hebung der Kolonie auf solche Zwischenheiraten setzte, sind ins Gegenteil umgeschlagen. Die grössere Menge des Nachschubs, den die Heimat sandte, gehörte nicht zu ihren besten Söhnen, es waren meistens Abenteurer und Landesflüchtige, die man gern in die Ferne ziehen sah und die durch die Entfremdung von heimischer Sitte nicht besser wurden, sondern üppiger Trägheit und flatterhafter Genusssucht sich hingaben. Eine doppelte Einbusse erfuhr dadurch erfahrungsgemäss die portugiesische Rasse, an Energie und

Thatkraft, sowie an dem durch die Herrscherstellung geschaffenen Ansehen. Dagegen ist die ländliche Bevölkerung, meist Hindu, den Sitten der Vorfahren getreu geblieben, und die Portugiesen haben, abgesehen von ihrem Bekehrungseifer, wenig daran geändert; noch die heutige Steuerveranlagung schreibt sich aus alter Zeit her. Die Landbewohner gliedern sich in Dorfgemeinden und diese zerfallen in Vangors oder Klane; die Steuerbehörde übermittelt den Dorfvorstehern (Gancars) die Höhe des aufzubringenden Steuerbetrags, diese ziehen ihn nach Massgabe des Ernteertrages von den Landbewohnern ein und sind haftbar für die Eingänge. Die steuerliche Leistungsfähigkeit der Vangors ist je nach den ausserordentlichen Bedürfnissen der Kolonie öfter stark in Anspruch genommen worden.

III.

Die leitenden Männer der Militär- und Zivilbehörden von Goa entstammten vornehmen und ritterbürtigen Geschlechtern Portugals. An der Spitze der Regierung und Verwaltung sämtlicher indischen Besitzungen der Krone stand ein Statthalter, der den Titel eines Generalkapitäns und später den eines Vizekönigs führte und heute Generalgouverneur heisst, mit weitreichenden Befugnissen. Die Not drängender Verhältnisse, die Pflicht der Selbsterhaltung und die weite Entfernung von der Heimat machte anfangs der Kolonie unbedingtes Vertrauen und rückhaltslose Hingebung in den Willen und die Führung eines einzelnen zum Bedürfnisse. Daher besass der Statthalter eine so gut wie unumschränkte Regierungsgewalt und die Aufsicht über alle Zweige des königlichen Dienstes; in allem, was Heer und Flotte, was die öffentlichen städtischen Angelegenheiten betraf, galt die von ihm ausgehende Autorität für die massgebende; in Rechtsfragen bildete er die höchste Instanz, in

der peinlichen Gerichtsbarkeit stand ihm der Blutbann zu, das Recht der Hinrichtung, mit der Einschränkung, dass zur Vollstreckung des Todesurteils an einem Portugiesen die Genehmigung des Königs einzubolen war. Zwei Behörden standen ihm zur Seite, der Staatsrat und der Rat der drei Stände; der erste, aus den höchsten Würdenträgern bestehend, sollte den Vizekönig überwachen und nöthigenfalls durch Einspruch veranlassen, einseitige Erlasse ausser Kraft zu setzen; letztere, Vertreter des militärischen, geistlichen und bürgerlichen Standes, sollte beim Ableben eines Vizekönigs die Wahl eines vorläufigen Nachfolgers thätigen, hat jedoch nie diese Befugnis ausgeübt, da die Regierung in Lissabon für einen solchen Fall dem jedesmaligen Vizekönige zwei versiegelte Schreiben mitgab, die in genauer Aufeinanderfolge die etwaigen Nachfolger bezeichneten. Allmählich wiesen kleinliche Seelen am Hofe zu Lissabon auf die Gefahr hin, die ein mit monarchischer Machtfülle ausgestatteter Unterthan im entlegenen Oriente bereiten könne, und erwirkten den Erlass, dass alle drei Jahre ein Wechsel des höchsten Beamten in Indien stattfinden solle. Und doch lag es auf der Hand, dass eine so kurz bemessene Frist den Statthaltern die Möglichkeit raubte, sich gründlich mit den Bedürfnissen der weiten Krongebiete vertraut zu machen und Entwürfe, die ein zähes Festhalten erforderten, durchzuführen. Indien aber galt als das Land märchenhafter Schätze; da konnte man ohne Schwierigkeit die Vorteile einer wenig kontrollierten gebietenden Stellung ausbeuten, mit ungezählten Geldern nach der Heimat zurückkehren, die man als armer Edelmann verlassen, und durfte im Notfalle auf gefällige Richter zählen. Unter den Vizekönigen finden sich daher kraftvolle Herrschergestalten ruhmvollen Andenkens wie Francisco Almeida, Affonso Albuquerque, João de Castro, aber auch habsüchtige Männer, die, wie Duarte de Menezes oder Garcia Noronha, ihre Würde schnöde missbrauchten und einen findigen Erwerbsinn bethätigten, dazwischen viele Mittelmässigkeiten, die weder im Guten noch im Bösen besonderes geleistet haben. So versteht man es, wenn Milburn in seinem Werke über den Orienthandel

(1813) mittheilt, einige der Vizekönige seien mit 300 000 Pfund Sterling nach Lissabon zurückgekehrt. Das hohe Amt galt im Laufe der Zeit als dreijährige Pfründe, als Quelle grosser Vermögen, und das geflügelte Wort lief herum: „Im ersten Jahre richtet sich der Vizekönig ein, im zweiten rafft er zusammen, im dritten ordnet er sein Gepäck und geht.“

Die Verhältnisse erklären allerdings diese folgenschwere Verquickung von ritterlichem Heldensinn und kaufmännischer Gewinnsucht. Von Anfang an waren die Beziehungen Portugals zum Oriente vielfach kaufmännischer Natur. Kaufmann war der Vizekönig für Rechnung des Königs, Kaufmann der Kapitän für eigene Rechnung, Kaufmann der gemeine Soldat innerhalb der ihm durch seine Geldmittel gezogenen Grenzen. So konnte es nicht ausbleiben, dass allmählich ein leidenschaftlicher Durst nach Reichtum Hoch und Niedrig ergriff und die kriegerische Tüchtigkeit schwächte und verdunkelte. Schon Almeida hatte den Finger auf diese Wunde gelegt und König Manuel gegenüber die Unvereinbarkeit von Spekulationsgeist und Berufstreue unter den Offizieren und Beamten betont; aber man liess in Lissabon den Dingen ihren Lauf und duldeten nicht nur unlauteren Nebenerwerb, sondern gab ihm sogar ein amtliches Gepräge; man ernannte ältere Edelleute zu Vizekönigen, weil ihr Haus arm und mit Kindern gesegnet war; man verlieh ihnen höhere Stellen im Heere, damit sie Gelegenheit fänden, sich für geleistete Dienste bezahlt zu machen. Da es für die Pflicht aller höheren königlichen Diener angesehen wurde, nicht bloss mit dem Schwerte, sondern auch mit dem Vermögen für die Interessen Portugals einzutreten, so gab das erwünschten Anlass, sich Vorschüsse doppelt und dreifach ersetzen zu lassen. Nur Männer von empfindlichem Ehrgefühl und strengem Gewissen konnten den zahlreichen Lockungen, sich mühelos zu bereichern, Widerstand leisten, und deren gab es zum Unglück Portugals nur wenige. Den Vizekönig umgab ein fürstlicher Glanz, sein Name genoss weit und breit Einfluss und Ansehen; in seinem Palaste entfaltete er eine prächtige Hofhaltung, dort empfing er die Gesandten des Shahs von Persien und indischer Herrscher, die er, sinn-

bildlich Portugals Macht darstellend, als seinesgleichen behandelte. Besondere Festlichkeiten veranstaltete Goa, wenn der neu ernannte Vizekönig seinen Einzug hielt; unter Kanonendonner und Glockengeläute zog er durch die mit prächtigen Ehrenbögen geschmückten Strassen; am Eingange seines Palastes empfingen ihn Gesandte indischer Fürsten und überreichten kostbare Geschenke, und in den weiten Hallen drängten sich vornehme Edelleute und Geistliche gleichfalls mit wertvollen Gaben.

Unter dem Vizekönige standen fünf Gouverneure, denen je die Verwaltung und Verteidigung der Gebiete von Moçambique, Malakka, Ormuz, Maskat und Ceylon übertragen war. Auch diese übten, gedeckt durch die Vetternschaft daheim, vielfachen Missbrauch ihrer Amtsgewalt, monopolisierten einzelne Handelsartikel für den eigenen Vertrieb und verwandten Schiffe und Soldaten zu Sonderzwecken; über ihre Habgier und cynische Bestechlichkeit erzählt Couto im Soldado pratico manche abstoßende Züge. Sie verletzten ohne Bedenken das Amtsgeheimnis, so dass der Feind genau über die Pläne der Regierung unterrichtet war, fälschten die Ergebnisse der Gerichtsrevisionen, die Listen der Steuereingänge, die Berichte über den Zustand der Festungen; sie verfolgten rachsüchtig alle, die nachteilige Anzeigen über ihre Amtsführung erstatteten und gingen gewöhnlich makellos aus jeder Untersuchung hervor. Zu ungeheuerlichen Preisen wurden dem Staate Lieferungen von Kriegsbedürfnissen und anderen Dingen angerechnet; erhielt ein Gouverneur den Auftrag, einem einheimischen benachbarten Fürsten schöne Rosse zum Geschenk zu überreichen, so brachte er minderwertige Gäule zusammen und liess sich die Preise edler Tiere dafür zahlen. Hunderte von Soldaten, die längst gestorben oder ausgeschieden waren, wurden in den Lohnlisten weiter geführt. So versteht man das trostlose Geständnis von Couto: „Während meines ganzen Lebens hörte ich sagen und fand es bestätigt: Ein Mann, der lange in Indien lebt, entgeht von zwei Dingen einem nimmermehr, er wird entweder arm oder ehrlos“. Ein Fidalgo, erzählt er unter anderem, wurde zum Befehls-

haber einer grösseren Festung befördert; ein Mönch trat an ihn mit den Worten heran: „Haltet Euch vor Augen, dass der König Euch für Eure Verdienste eine hohe Stellung verliehen hat; in diesem Amte könnt Ihr, wie ich in diesem meinem Gewande, den Himmel gewinnen. Daher begnügt Euch mit dem, was Euch rechtmässig zukommt, lasst auch den Armen ihr Leben und waltet in Gerechtigkeit“. Der Angeredete erwiderte: „Ich muss thun, was die Kriegsleute vor mir gethan; kamen sie in die Hölle, so muss ich ihnen dort Gesellschaft leisten, denn ich gehe zu meiner Festung nur in der Absicht, mich reich mit Schätzen beladen nach meiner Heimat einzuschiffen“. Dienstreisen des Gouverneurs trugen infolge seiner lüsternen Sinnlichkeit Beunruhigung und Scham in die Familien. Die Willfährigkeit und Verschwiegenheit seiner Untergebenen sichert er sich durch die ihnen erteilte Erlaubnis, alte Forderungen an den Staat und Gehaltsrückstände, welche die Kassen abwiesen, von den durch langes Warten mürbe gewordenen Inhabern aufzukaufen und voll einzulösen. Legt ein Gouverneur seine Stelle nieder und rüstet sich zur Abreise, so lässt er seine Gläubiger einladen, ihr Guthaben anzumelden, findet sie dann mit leeren Schuldscheinen ab und schickt die Geprüllten ohne Zahlung von dannen, da er durch kein gerichtliches Exekutionsmittel an der Abreise gehindert werden darf. Auch an den Zahlstellen herrschte keine reinliche Wirtschaft; Beamte haben oft die eingeführte Ware in der Hoffnung auf einen Anteil an der Konsignation so niedrig eingeschätzt, dass selbst den Importhäusern die Sache zu stark vorkam. Am Hofe zu Lissabon waren solche Unregelmässigkeiten in der Verwaltung Indiens wohl bekannt, wie wir aus einem Berichte des Vizekönigs João de Castro († 1548) wissen; der König zahlte Sold für 16000 Mann in Indien, unter den Fahnen standen aber nur 2000. In den ersten Jahrzehnten der portugiesischen Herrschaft, wird gerühmt, war noch etwas mehr Scham vorhanden; diejenigen, welche Soldrückstände der Soldaten aufkauften, waren mit einem Nutzen von 15 bis 20 % zufrieden.

Um den Vizekönig bewegten sich die Fidalgos¹⁾ oder die Edelleute, theils solche, die schon auf eine längere Dienstzeit in Indien zurückblickten, theils jüngere Ankömmlinge aus Portugal, die noch vieles zu lernen hatten und Zielscheibe mancher Neckereien wurden; letztere hiessen Reinóis, d. h. Leute aus dem Reich. Kraft der sozialen Vorrechte in jener Zeit bildeten die Fidalgos das Offiziercorps in Heer und Flotte; aus ihren Reihen gingen die Befehlshaber der Festungen, die Führer der Bataillone, die Kapitäne der Kriegsschiffe hervor; ihre Erfahrung, Einsicht und Tapferkeit entschied das Schicksal der Feldzüge, sie stellten die Hauptstütze, den engeren Rat der Vizekönige dar. In Goas Mauern weilte stets eine grosse Anzahl Fidalgos, die entweder der Dienst fesselte oder die auf eine Anstellung warteten oder die des Wechsels die Monsune harreten, um jenachdem in der Richtung von Malakka oder von Ormuz abzufahren. Gesuchte Plätze waren besonders Ormuz mit seinen reichen Zöllen und die Molukken mit ihrem einträglichen Gewürzhandel. Auch sie fröhnten schnöder Gewinnsucht und einem ausschweifenden Leben, und mancher, wie Lopez de Sousa, der arme Neger ins Meer werfen liess, weil sie sich heimlich für die Überfahrt auf sein Schiff geschlichen, oder wie Jorge de Menezes, der einen Molukkenhäuptling angesichts einer grossen Zuschauermenge von den eignen Hunden zerreißen liess, hat einen schlechten Ruf hinterlassen. Doch stehen solchen abstossenden Gestalten auch Helden gegenüber, die mit einer glänzenden Tapferkeit ein menschlich fühlendes Herz vereinigten und der Stolz ihrer Landsleute geworden sind. Die Fidalgos kamen gewöhnlich morgens am Palaste des Vizekönigs zusammen, besprachen lebhaft die Neuigkeiten aus Portugal, die letzten Ernennungen, die Gerüchte über feindliche Rüstungen und persönliche Erlebnisse; es herrschte unter ihnen der gute Ton der heimischen Gesellschaft; Vorenthaltung der geforderten Achtung, Nichtanerkennung der

¹⁾ Fidalgo zusammengesetzt aus filho de algo, der Sohn oder Erbe von Stand; spanisch hidalgo. Vgl. das englische somebody und nobody.

eingebildeten Würde und Wichtigkeit reizte die Empfindlichkeit und führte hüben wie drüben zu Ehrenhändeln. Das Duell bildete überhaupt, wie wir aus dem Leben von Camõens wissen, eine wunde Seite im portugiesischen Militärwesen; Streitigkeiten unter Soldaten nahmen sogar einen verderblichen Umfang an und hielten die ganze Stadt in Atem.

Unter den Befehlen der Fidalgos stand der gemeine Soldat. Die Anwerbungen in der Heimat führten Leute von ungleicher Brauchbarkeit in den Orient. Gaspar Correa schildert also einen abziehenden Haufen: „Es waren Leute zu 500 Reis Sold, überaus ärmlich gekleidet und zerlumpt, unbärtige Gesellen, welche die Erwartungen nicht hoch spannten; 7 bis 8 Monate mussten sie unterwegs bleiben. Zu Hunderten zusammengepfercht in den Schiffen, sich nährend von verdorbenen Speisen und faulem Trinkwasser, landeten sie dann in Goa; dezimiert auf der Fahrt und heimgesucht von Skorbut und anderen Leiden wanderten sie auf ihrem ersten Gange ins Hospital. Nach ihrer Genesung mieteten sie, da es keine Kasernen gab, sich zu fünf oder sechs kleine Hütten, durchstreiften scharenweise schaulustig die Stadt und lebten von ihrem kleinen Sold. Ging dieser zu Ende, so verpfändeten sie in den Schänken ihre Waffen, bewarben sich um Freitische bei reichen, gutmütigen Fidalgos und verschmäheten es nicht, sich an Suppen zu sättigen, welche täglich die Klöster verteilten. Bereitetete sich dann gegen Ende der Regenzeit die Flotte zu einem kriegerischen Unternehmen vor, so erschienen die Fidalgos, die ein Kommando erhalten hatten, unter ihnen und wählten sich diejenigen aus, die ihren Ansprüchen an Ausrüstung, Kraft und Gewandtheit am meisten entsprachen. Dann mussten sich diese in eine Stammrolle eintragen und eine Abschlagssumme auf ihre Löhnung in Empfang nehmen, worauf unter Trommelschlag in der Stadt Tag und Stunde der Einschiffung bekannt gegeben wurde.“ Solche Leute waren im Flottendienste mässig und nüchtern; ohne zu murren gaben sie sich mit Reis, eingepökelt Makrelen und schlechtem Trinkwasser zufrieden und schliefen nachts

unter freiem Himmel auf den Bänken des Verdeckes. Die Hoffnung auf ergiebige Beute hatte sie unter die Fahnen gelockt, daher liefen sie bei der Eroberung oder dem Betreten von Städten zum Plündern auseinander und gefährdeten oft den Erfolg militärischer Bewegungen.

Noch eine andere Klasse von Soldaten gab es in Goa, die man *moradores* (Sesshafte) oder *casados* (Verheiratete) nannte, eine Einrichtung von Affonso Albuquerque. Wie oben bemerkt, gründete dieser die portugiesische Herrschaft nicht nur auf Überlegenheit in den Waffen, sondern suchte sie auch durch Verschmelzung der Rassen zu befestigen; er wollte eine ansässige Bevölkerung schaffen, die mit den Hindu durch die Bande des Blutes, der Freundschaft und friedlichen Verkehrs eng verbunden wäre. Er bot daher jedem heiratslustigen Portugiesen ein Pferd, ein Haus, Ländereien und Vieh und führte trotz der Einreden der Fidalgos, die in der Mischung mit minderwertigen Rassen eine Quelle der Entartung, eine That der Erschlaffung, eine Schmälerung der Reinheit des Blutes erblickten, seinen Plan aus und störte sich auch nicht an komischen Zwischenfällen. Als er einst eines Abends zahlreichen feierlichen Eheschliessungen zwischen Portugiesen und Hindumädchen in seinem Palaste angewohnt hatte und die Neuvermählten sich entfernten, entstand beim Herausgehen ein solches Gedränge, dass die Paare auseinander gerieten und erst am folgenden Tage der Umtausch der jungen Frauen vollzogen werden konnte. Das rief denn manches boshafte Scherzwort hervor, und als der Vizekönig in seiner derben Ausdrucksweise äusserte, er werde alle maurischen Weinranken ausreissen und sie durch gutkatholische Rebstöcke ersetzen, witzelte man, seine Weinberge trügen nur wilde Trauben und der erste Esel, der nach Goa käme, würde daran nagen. Er liess sich jedoch trotz mancher unangenehmen Erfahrung nicht irre machen, sondern schenkte diesen Mischehen eine liebevolle Aufmerksamkeit und nannte die jungen Frauen seine Töchter und ihre Gatten seine Söhne. Diese so verheirateten Männer, unter denen sich auch abenteuernde Deutsche befanden, brauchten nicht an auswärtigen Feld-

zügen teilzunehmen, sondern liehen ihren Arm nur der Verteidigung Goas und erwarben sich Ruhm und Anerkennung durch ihre mutige Haltung. Die farbigen Nachkommen dieser moradores oder casados, Mestizen, spielten im ganzen eine untergeordnete, und was den weiblichen Teil anbelangt, eine wenig ehrbare Rolle; manche haben es im Laufe der Zeit zu grossen Vermögen gebracht, bewohnten schöne, reich ausgestattete Häuser, kleideten sich elegant nach europäischer Mode, hielten sich eine zahlreiche Dienerschaft und liessen sich auf ihren Gängen in prunkenden Palankinen gleich den vornehmen Portugiesen, umgeben von einer stattlichen Sklavenschar, durch die Strassen tragen.

Der Vizekönig, die Fidalgos und Soldaten vertraten in Goa das militärische Element, die königlichen Beamten der Justiz- und Finanzverwaltung das bürgerliche. Das Gerichtswesen war wie im Mutterlande organisiert, erfuhr jedoch mancherlei den neuen Verhältnissen und Bedürfnissen angepasste Veränderungen, namentlich hinsichtlich der Hindu, deren Gewohnheitsrecht zum ersten Male kodifiziert wurde. In den ersten Jahrzehnten leitete ein Oubridor Geral, die Rechtspflege und entschied in Zivil- und Strafsachen; im Jahre 1544 errichtete man eine höhere Behörde, die Relação das Indias und dehnte ihre Zuständigkeit über alle in den portugiesischen Besitzungen des Orients entstehende Rechtsfragen aus; fünf, später sechs Richter gehörten diesem Kollegium an. Diese Kammer hat über zwei Jahrhunderte die Rechtsverhältnisse des portugiesischen Indiens beherrscht, bis 1774 abermals neue Organisationen eintraten, kurzlebigen Daseins; erst in unserer Zeit hat das dortige Gerichtswesen eine feste Form gefunden, ihre Erörterung steht jedoch dem Zwecke dieser Zeilen fern.

Die richterlichen Behörden Goas haben keinen erfreulichen Ruf in der Geschichte zurückgelassen. Die indische Bevölkerung verlangte eine unparteiische, verständliche und schnellwirkende Erledigung ihrer Streitsachen; die verwickelten Gänge des europäischen Rechts wurden von ihr nicht begriffen, und das Ansehen der rechtlichen Bestimmungen und ihrer Ausleger brach zusammen, als feile

Richter ihren Spruch fällten und Doppelzüngigkeit und falsche Zeugenaussagen ihm die Form gaben. „Der Richterstand an unseren Tribunalen, sagt der Jesuit Souza, und die Handhabung unserer Gesetze, die erdacht wurden, um Europäer, also Menschen von höherer Wahrhaftigkeit, von tieferem Schamgefühl und einfacherer Handlungsweise zu regieren, taugen in Indien nur dazu, Unredlichkeiten zu pflegen und die Taschen der streitenden Parteien zu leeren, und die Leute sind dadurch nur prozessstüchtiger und rechtsverdreherischer geworden, als sie von Natur waren.“ Dieses trübe Urteil wird in noch stärkeren Ausdrücken von dem Verfasser des *Soldado pratico*, von Simão Botelho und João de Castro bestätigt. „Die *Relação das Indias*, sagt letzterer, ist das unnützigste Ding von der Welt und, m. E., sowohl für das Land wie für den königlichen Dienst überaus nachteilig; denn die Rechtsgelehrten, die von drüben kommen, sterben vor Hunger und leben in Gier und haben nur das einzige Verlangen, reich zu werden.“ Allerdings wurde auch den Männern des Rechts die Wahrung ihres Amtes nicht leicht gemacht; die stolzen *Fidalgos* glaubten den Ahnenschild zu schänden, wenn sie sich der Hoheit des Gesetzes beugen müssten. Eines Tages liess der Oberrichter einen Verbrecher ergreifen, der sich in die Wohnung von Diogo da Silveira geflüchtet hatte. Als dieser aus der Messe nach Hause kam und den Vorfall hörte, geriet er in die grösste Aufregung und lief schreiend durch die Strassen, man müsse dem jüdischen Jungen, den der König zum Oberrichter bestellt habe, den Flaumbart ausrufen; und wirklich nahm sich der eingeschüchterte Vizekönig seiner an. Bei solchen Stimmungen und Strömungen in den höheren Kreisen konnte sich das Gefühl der Rechtssicherheit nicht befestigen.

Der Betrieb der Finanzverwaltung bewegte sich anfangs in einfachen Bahnen. Ein Intendant (*Vedor*), der, den Weisungen des Vizekönigs unterstellt, die wichtigeren Geschäfte besorgte, unter ihm Räte (*feitores*) in den Festungen, mit dem Einkaufe und der Verschiffung der Gewürze und Spezereien beauftragt, machten den ganzen Stab dieses Dienstzweiges aus. Allmählich musste die Zahl der Be-

amten vervielfältigt werden; eine neue Behörde, die Schatzkammer (Casa dos Contos) wurde in Goa geschaffen, um die wachsenden Bedürfnisse zu befriedigen; der Wert der darin beschäftigten Räte war ein verschiedener; zu denen, die sich durch strenge Redlichkeit bei der Einnahme grosser Summen auszeichneten, gehört Simão Botelho, dessen Briefe und dessen Tombo do Estado da India zu den wichtigsten Quellenwerken dieser Zeit gehören. Da die Fidalgos die Befehlshaberstellen in den Festungen bekleideten, so war es ein schwieriges Stück Arbeit für die Räte, so mächtigen Männern auf die Finger zu klopfen; sie machten daher gewöhnlich gemeinsame Sache mit ihnen und veruntreuten auf gleiche Teilung.¹⁾

Neben den weltlichen Gewalten stand endlich in ragender Machtfülle die katholische Kirche und bildete infolge ihrer steten Einwirkung auf die irdischen Dinge, ihrer ungeheuren Reichtümer, ihrer Unabhängigkeit von der königlichen Gerichtsbarkeit, ihrer Zoll- und Steuerfreiheit einen Staat im Staate. Papst Paul III. errichtete in Goa ein Bistum, wies diesem bischöflichen Sprengel die ungeheuren Gebiete vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Grenze Chinas zu und verlieh der Krone Portugals das Patronatsrecht; 1557 erhöhte Papst Paul IV. Goa zum Erzbistum und zum Primazialsitz von Ostasien; 1886 verlieh ihm Papst Leo XIII. den Ehrentitel eines Patriarchats. Besonders sind es die Mönchsorden und die Inquisition gewesen, welche in den indischen Besitzungen Portugals der katholischen Kirche eine ausschliesslich gebietende Stellung gegründet und gesichert haben.

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf die mannigfaltig zusammengesetzte niedere Bevölkerung Goas aus der Portugiesenzeit, so springen zunächst ausser den

¹⁾ Näheres über die Zölle findet sich in dem Werke: Livro em quem se contem toda a Fazenda Real, Patrimonio dos Reinos de Portugal, India e Ilhas adjacentes e outras Particularidades, ordenado por Luiz de Figueredo Falcão, Secretario de El Rei Philippe II. Copiado fielmente do Manuscrito Original. Lisboa 1859.

muhamedanischen handeltreibenden Mauren die Kanarins ins Auge oder die ländlichen Umwohner, welche die auch noch heute in und um Goa herrschende sanskritische Konkansprache reden. Die Kanarins versorgten die Stadt mit Lebensmitteln; jeden Morgen kamen sie auf ihren Nachen herangefahren mit grossen Ladungen von Gartenfrüchten, Milch, Käse, Palmenwein für die Märkte, wo die Sklavinnen der Fidalgos und Moradores sie ihnen abhandelten. Andere Kanarins waren in Goa sesshaft und suchten Verdienst als Packträger, Wäscher und Handwerker. Fidalgos und Mestizen waren zu hochmütig für den Betrieb eines Handwerks. Die Geldwirtschaft, der Leihverkehr, das Wechselgeschäft lag in den Händen der Hindu; so oft die Vizekönige grösserer Summen für kriegerische Zwecke bedurften, machten diese die nötigen Geldmittel flüssig, und dieser Umstand zwang die Behörde, öfter den Druck religiöser Verfolgungssucht zu gunsten der Hindu zu mildern. Auch Ansiedlungen reicher Juden waren vorhanden, die gleichfalls unter der treuen Anhänglichkeit an ihre religiösen Überzeugungen zu leiden hatten. Als das Heer Estevãos da Gama von Suez zurückkehrte, brachten die Soldaten Krüge mit Wasser mit und leerten sie an den Thüren der auf der Rua Direita wohnenden Juden mit den höhnnenden Worten: „Da habt ihr das Wasser, das eure Väter tranken, als sie aus Ägypten flohen!“ Endlich werden auch Deutsche erwähnt, die Wanderlust und Freude an Abenteuern soweit verschlagen hatte; sie machten sich einen Namen als tüchtige, von den portugiesischen Heerführern geschätzte Artilleristen.

So war Goa in den ersten Jahrhunderten der portugiesischen Herrschaft in Indien einerseits die politische Hauptstadt derselben, der Sitz der leitenden Behörden, gleichsam das Gehirn des Kolonialbesitzes, von wo die Entscheidung aller Unternehmungen, aller Verwaltungsmassregeln, aller kirchlichen Bewegungen ausging, als auch das Handelsemporium, von wo der Kaufmann seine köstlichen Gewürze und Spezereien bezog.

Aus der Glanzzeit Goas und den trüben Tagen seines Verfalles bis zum Untergange wollen die folgenden Blätter

erzählen. Wir leiten sie ein mit den Worten eines modernen Reisenden, Graham-Sandberg: What phantom troops of gay ladies, dark haired and wanton eyed, of haughty generals and cowed monks, of pursy bulbous-faced merchant-princes and cruel-mouthed familiars of the Holy Inquisition must here at night-time flit their ghostly way and mouth and gibber amid the smooth tree-stems!

IV.

Afonso de Albuquerque hatte die Machtstellung seines Vaterlandes in Indien bei seinem Hinscheiden 1515 in fester Fugung unter grossen Gesichtspunkten als köstliches Erbe seinen Nachfolgern hinterlassen und ihnen die Wege gewiesen, wie sie es auch gegen überlegene Feinde zu schützen vermöchten. Die unvergleichliche Tapferkeit der Portugiesen, die sich den Muhamedanern gegenüber als Kreuzfahrer und feurige Glaubensstreiter fühlten, errang noch immer Sieg auf Sieg und fösste den Feinden Scham, Hass und Entsetzen ein. So konnte Goa, das an der Binnenlandseite starke Befestigungen erhalten, im Jahre 1570 eine mehrmonatliche Belagerung durch den Herrscher von Bijapur Ali Adil Shah überstehen; die kleine Besatzung verteidigte sich unter dem wackeren Vizekönige Luiz de Athaide so glänzend, dass ein Maurenheer von 100 000 Streibern unverrichteter Dinge nach schweren Verlusten plötzlich wieder abzog. Nun begann Goa sich mächtig zu recken und zu strecken und zählte gegen das Jahr 1600 nicht weniger als 225 000 Einwohner, die Vororte nicht mit eingerechnet. Mit dem wachsenden Verkehr sprengte die Stadt die bisherige Umwallung wie ein zu eng gewordenes Gewand und schob die Befestigungswerke weit hinaus. Linschoten findet die Lage Goas überraschend ähnlich mit dem Gelände von Lissabon; wie die portugiesische Hauptstadt, in verhältnis-

mässig geringer Breite die Hügel ersteigend, sich am Tejo-
ufer hinzieht, so wird auch der Grundriss von Goa durch
3 Anhöhen bestimmt, den Monte Santo im Westen, den
Outeiro de Nossa Senhora de Monte im Osten und den
Monte de Boa Vista im Süden, während die Flusslinie des
Mandovi im Norden hinlief. Der rötliche Boden der Stadt
weckte den Unternehmungssinn italienischer Alchymisten;
sie vermuteten Golderze in den kiesigen Grund eingesprengt,
erhielten jedoch nicht die Erlaubnis der Behörde ihn zu
untersuchen; der Ruf von Goldlagern sollte nicht die ein-
heimischen Fürsten zu neuen kriegerischen Gelüsten verlocken.
Bald bedeckten sich die umliegenden Halden mit pracht-
vollen Landhäusern und Gärten, während sich die Strassen mit
prunkvollen Wohnungen, Kirchen und Klöstern schmückten.
Die neue Stadtmauer besass nur 3 Durchgänge (passos),
die Tag und Nacht strenge bewacht wurde; jeder, der hinein
oder hinaus wollte, zahlte ein Thorgeld. Portugiesen durften
nur, wenn ihre Familie als Pfand der Treue zurückblieb,
die Stadt verlassen; die Regierung wollte sie daran hindern,
in die Dienste indischer Fürsten zu treten.

Da sich in Goa die orientalischen Waren, die Spezereien
und Wohlgerüche der Molukken und die Pfefferballen der
Küste Malabar zur Überführung nach Lissabon sammelten,
strömten hier Angehörige der verschiedensten Völker, Rassen
und Bekenntnisse zusammen; die Mehrzahl der Einwohner
waren Christen, doch gab es auch zahlreiche Hindu,
Muhamedaner und Juden. Auch ein deutsches Haus war
glänzend am Platze vertreten; Matteo Zano berichtet, der
Deutsche Konrad Roth zahle der Regierung für gewisse Be-
triebe die Summe von einer halben Million Scudi. Bald
hiess die Metropole des portugiesischen Emporiums das goldene
Goa — Goa dourada. „Einen wunderbaren Anblick, er-
zählt Pyrard, gewährt das tägliche Kommen und Gehen so
vieler Menschen zu Wasser und zu Lande. Die indischen
Fürsten, welche freundschaftliche Beziehungen zu Portugal
unterhalten, halten hier ihre ständigen Gesandten und senden
ausserdem häufig behufs besonderer Verhandlungen ausser-
ordentliche Geschäftsträger, und die Portugiesen thun das

Gleiche. Bei dem riesigen Handelsverkehr gewinnt es den Anschein, als würde jeden Tag Jahrmarkt abgehalten; sogar feindselige Fürsten senden durch Mittelspersonen ihre Waren her. Daher sieht man hier die seltensten und zugleich erlesensten Gegenstände; Jahr für Jahr laufen mehr als 1000 wohlbeladene Fahrzeuge ein.“ Zahlreiche Strassen durchschnitten die Stadt, die belebteste war die Rua Direita, die Gerade Strasse, mit ihren glänzenden Läden, in ihrer Mitte die prächtige, der h. Katharina geweihte Kathedrale, vollendet 1621, die Zeugin des Auf- und Niederganges von Goa, mit 5 Glocken, von denen die grösste ihre schrille Stimme bei der Abhaltung der Autos da Fé ertönen liess. Der fremde Kaufmann konnte sich leicht zurechtfinden, weil die Verkehrswege, wie in den alten deutschen Städten, meistens nach den darin betriebenen Geschäften benannt wurden. Ansehnliche Paläste und Kirchen, — Hamilton zählte von der Höhe eines Hügels letzterer nicht weniger als 80 — erhoben sich in allen Teilen der Stadt. Noch immer, als diese bereits im Anfange des 19. Jahrh. in Trümmer zu sinken begann, erregten die kirchlichen Gebäude das Staunen des Wanderers. „Die Pracht der Kirchen in Goa, sagt Klaudius Buchanan (1808), übertrifft alle Vorstellungen, die ich mir darüber gebildet; Goa ist im eigentlichen Sinne des Wortes die Stadt der Kirchen, und der Reichtum des ganzen Landes scheint auf ihre Errichtung verwandt worden zu sein. Solche Proben alter Architektur stehen sowohl hinsichtlich der Grossartigkeit als auch des Geschmacks unerreicht im Osten da.“ Die Privathäuser in den vornehmeren Strassen, meist zweistöckig, ziegelbedacht, mit hübschen Altanen ausgestattet, an den Aussen- und Innenwänden weiss und rot bemalt, mit Gartenanlagen, machten auf den Beschauer einen freundlichen Eindruck; vornehme Portugiesen liessen über der Hausthüre ihre Wappen anbringen; die Fenster hatten Blenden und statt der Glasscheiben geschliffene Austernschalen. In der heissen Jahreszeit flüchteten die reichen Familien aufs Land und bezogen ihre mit asiatischem Luxus hergerichteten Villen auf den Vorhöhen am Mandoviflusse, wo Springbrunnen, schattiges Gebüsch, kühle Grotten

zur Ruhe einladen. Hier überliess man sich einem bequemen Nichtsthun und allen Genüssen, die ein üppiges, träges Leben gebiert, aufmerksam bedient von fächelnden Sklaven. Gasthöfe suchte der Fremde vergebens; es gab nur Kosthäuser, in denen meist niederes Volk verkehrte; wer zu längerem Aufenthalte kam, musste sich entschliessen, eine Wohnung zu mieten und eigne Wirtschaft zu führen. Aufregende Zerstreuung gewährten die öffentlichen mit raffinierten Lockmitteln eingerichteten Spielhäuser, die von Personen aller Stände eifrigen Zuspruch erhielten und leidenschaftlichen Spielern auch für mehrere Tage Kost und Unterkunft boten. In diesen Räumen herrschten die Karten, die Würfel und das Schach; dazwischen trieben Tänzerinnen, Gaukler und Possenreisser ihr Wesen und sorgten für Kurzweil. Talboys Wheeler entwirft in seiner Geschichte Indiens folgende anschauliche Zeichnung des regen Lebens jener Tage: „Jeden Morgen scheint die Sonne auf ein farbenreiches Bild. Am Flusse löschen Matrosen und Kulis die Kaufahrtschiffe oder laden Waren ein; geschäftige Krämer legen und bieten ihre Verkaufsgegenstände aus, Sklaven schleppen Wasser und Speisevorräte für den Tag heran. Vor dem Palaste des Vizekönigs erscheinen die Fidalgos in gemessener Haltung und tauschen würdevoll Begrüssungen aus; vor dem Sitze des Erzbischofs bewegen sich nicht minder wichtig und selbstbewusst in schwarzen Talaren höhere und niedere Geistliche und Mönche, denen das Volk beim Vorüberschreiten den Saum des Gewandes küsst. In den Gerichtshöfen und Schreibstuben sitzen dienstbeflissen an ihren Pulten die Beamten, alle mit ernster Miene, ganz nach der anspruchsvollen Art vornehmer Portugiesen von der Bedeutung ihrer Person durchdrungen. Dazwischen senden unaufhörlich die Glocken ihre feierlichen Klänge und durchtönen die ganze Stadt mit ihrem Geläute.“

Die Hauptverkehrsader von Goa war die obengenannte Rua Direita; stattliche Häuser, in denen Geldwechsler, Goldschmiede und Handelsherren ihren gewinnreichen Betrieben nachgingen, fassten sie an beiden Seiten ein. Hier wogte stets in den frühen Morgenstunden, wenn die heisse

Sonne noch nicht niederbrannte, ein dichtes Gedränge auf und nieder, namentlich wenn die grossen Sklavenmärkte und Versteigerungen stattfanden. Elefanten mit blitzendem Schmuck, Rosse mit golddurchwirkten Schabracken, an der Hand geführt oder geritten, Sänften von Eingebornen in schillernden Livreen getragen, hin und her hastende Diener, Angehörige aller Nationen vom dunkelhaften, hochmütigen Portugiesen bis zum halbnackten Hinduarbeiter herab, Offiziere und Soldaten in buntscheckigen Uniformen, verworren durcheinander gewürfelt — alles voll rühriger Bewegung, ein erstaunliches Gewühl von Käufern und Verkäufern. — Ein nicht minder anregendes Leben erwachte frühmorgens im Hafen und auf den Werften, wo viele fleissige Hände an dem Bau oder der Ausbesserung von Schiffen schafften, wo häufig muntere musikalische Weisen erschollen und Bewirtungen die angestrengte Thätigkeit unterbrachen, um Meister und Geselle im Schwunge der Arbeit zu erhalten. An öffentlichen Zerstreungen, wie sie heute die Grossstädte bieten, fehlte es, und darum suchte man besonders die Schaulust zu befriedigen. Eine starke Zugkraft entwickelten die kirchlichen Feste, wie wir namentlich in den Reisebriefen von Pietro della Valle lesen. Wenn an hohen Feiertagen der Erzbischof in der Kathedrale ein glänzendes Pontifikalamt abhielt, vermochte das Gotteshaus kaum die Gläubigen zu fassen, da alle, besonders die Fidalgos, in Kleiderpracht zu wetteifern suchten; oder wenn Prozessionen mit dem Aufgebote äusseren Schmuckes die Strassen durchzogen, eilte man von fern und nah herbei. Ein gleiches Interesse widmete man den nationalen Festen. So hat einen langen Nachhall in der Erinnerung der Einwohner der Triumphzug des heldenmütigen Vizekönigs João de Castro (1545—47) gefunden, als er nach dem gepriesenen Entsätze von Diu nach Goa zurückkehrte. Alle Kriegsschiffe im Hafen fuhren damals in vollem Flaggenschmucke den Mandovi herauf und warfen, in zwei Reihen aufgestellt, Anker. Zwischen ihnen segelte dann die Galeere mit dem siegreichen Feldherrn unter brokatnem Sonnendach hindurch, während die Feuer-

schlünde donnerten und rauschende Trompetenstöße ertönten. Auf der mit herrlichen Teppichen belegten Landungsbrücke erwartete ihn der Feldhauptmann Diogo de Almeida Freire mit den städtischen Behörden, um ihn durch die Strassen zu geleiten, aber nicht auf gewöhnlichem Wege durch das Thor, sondern durch eine in die Mauer gebrochene Bresche, an der Spitze 20 Kanonen mit Wagen, welche dem staunenden Volke die Beutestücke zeigten; dann folgten die Banner der portugiesischen Heerführer, die grüne Standarte des Königs von Cambaja, 7 Fahnen maurischer Feldherren, durch den Staub geschleift. Zwischen den Feldzeichen schritt eine Anzahl gefesselter Gefangener und hinter ihnen mit niedergeschlagenen Blicken und gekreuzten Armen Juzar Khan, der feindliche Führer. Daran schlossen sich die Fahnen der Stadt, das Banner des Vizekönigs, die kgl. Standarte, der Franziskaner Antonio do Casal, eben jenes Kruzifix tragend, mit dem er die Sturmkolonnen gegen Diu begleitet hatte, endlich unter einem prächtigen, von 6 Stadtvätern getragenen Baldachin der Vizekönig, in einem Wurfe von karmoisinroten Atlas über dem goldenen Panzer, eine Palmenkrone auf dem Haupte, und zuletzt das Gefolge. Dann ging der Zug über die mit Blumen bestreute und mit Maien geschmückte Rua Direita; hier erwarteten ihn Tausende und Abertausende von Einheimischen und Fremden, und bildeten Spalier. Aus den Läden traten die Juwelenhändler und Kaufleute, um dem Sieger Gold und Silber darzubringen und Seidentücher vor seine Füße zu breiten; an den mit kostbaren Teppichen behangenen Fensterbrüstungen standen sich verneigend edle Damen, winkten mit ihren Tüchlein, streuten Blumen und sprengten wohlriechende Wasser. Hinter dem Zuge trieben Masken lustige Kurzweil, Amazonen, Riesen und Teufelchen, während Knaben sich balgend um die Konfektstücke stritten, die von eigens hergerichteten Bühnen in Massen herumflogen. An der Kirche Nossa Senhora da Serra hielt der Zug; der Vizekönig betrat sie allein und brachte Affonso de Albuquerque eine Huldigung dar, das Grab des grossen Toten mit Weihwasser besprengend. Am Kloster

des h. Franziskus stimmten die Mönche einen Choral: Benedictus, qui venit in nomine Domini, an; den Schluss bildete der Empfang an der Kathedrale; hier stand, umgeben von seinen Geistlichen, der Erzbischof und erteilte den Segen. Als die Nachricht von diesem triumphierenden Einzug zur Kenntniss in Lissabon gelangte, rief die Königin Katharina: D. João de Castro hat als Christ gesiegt, aber als Heide triumphiert!

Über theatralische Aufführungen in Goa sind so gut wie keine Nachrichten vorhanden. Als Camões bei seinem ersten Aufenthalte daselbst zu Ehren Barretos, des Oberhauptes der Kolonie, seinen „Filodemo“ aufführen wollte, musste er selbst alles vorbereiten, die Schaubühne einrichten, Proben abhalten und die Mitspieler einüben, ehe das Stück über die Bretter gehen konnte. Dagegen hielten die Fidalgos an Sonn- und Feiertagen Turniere ab und zeigten dem Volke ihre Fechter- und Reiterkünste oder veranstalteten poetische Wettkämpfe, sogenannte Rohrspiele — jogos das canas. Ihr Stoff war das individuelle Treiben der adlichen Kreise; mit kräftigem Witz, mutwilliger Laune und kleinen Bosheiten suchte man das politisch-moralische Gewirr des häuslichen und öffentlichen Waltens zu enthüllen. Ritter sprengen in die Arena und tummeln sich eine Weile, und werden von Darstellern in der Maske von Trunkenbolden, Clowns, Grosssprechern empfangen; diese, eingeweiht in das Privatleben der hohen Herren, machen sich in neckischer Weise lustig über den Wappenschild und die ruhmredigen Inschriften ihrer Fähnlein und suchen sie dem Gelächter einer skandalsüchtigen Zuschauermenge preiszugeben, wofür sich die Angegriffenen häufig durch Forderungen zu rächen suchten. Ab und zu machte der Vizekönig auch einen feierlichen Umritt durch die Stadt, der dieser vorher angekündigt wurde; dann begleitete ihn ein glänzendes Gefolge von Fidalgos und die portugiesische Garde.

Nachgerühmt wird den höheren Ständen gastfreundschaftliche Gesinnung. Kamen vornehme Fremde nach Goa, so erwiesen ihnen die Fidalgos Ehren und luden sie zu Tische.

Albert Mandelslo, der 1638 mit dem Präsidenten von Surat hier weilte, berichtet von einem Ehrenmahle also: „Unser Gastgeber bewirtete uns herzlich mit allerlei erlesenen Speisen und ausländischen Früchten. Beim Tafeln herrschte eine gebildete Sitte, er liess uns von fünf schönen Mädchen aus Malakka bedienen, sich selber von zwei Pagen und einem Eunuchen. Die Mädchen trugen die Speisen auf und füllten die Gläser mit Wasser oder Wein. Der Wirt selbst berührte den Wein nicht, nötigte aber eifrig seine Gäste, den feurigen Getränken zuzusprechen, weil er wusste, dass die Engländer den Wein dem Wasser vorziehen. Ganz gegen die portugiesische Sitte liess er uns von den Mädchen aufwarten; er that es seinem Freunde, dem Präsidenten, zu Gefallen, der dadurch zur Fröhlichkeit gestimmt wurde.“

Der Hausstand eines Fidalgo in mässigen Verhältnissen zählte stets eine erhebliche Anzahl männlicher und weiblicher Leibeigenen, deren Unterhalt bei den niedrigen Preisen der Lebensmittel und bei der gewinnbringenden Verwendung dieser dienstbaren Geister wenige Kosten verursachte; die Fidalgos lebten daher in der Regel von den Erträgen der Handwerke, welche die Sklaven verstanden, sogar von den unsauberen Leistungen ihrer Sklavinnen. Meist verändelten sie in Friedenzeiten die Stunden ihrer unendlichen Musse mit nichtigen Dingen. Ärmere Fidalgos suchten, so gut es ging, im Aeusseren den Schein zu retten und das Beispiel ihrer besser gestellten Standesgenossen nachzuahmen und erhoben durch gespreiztes Auftreten den Anspruch, nicht übersehen zu werden. Solche Leute bewohnten gewöhnlich zu mehreren gemeinschaftlich ein kleines Haus und halfen sich gegenseitig aus mit ihrer Habe. Sie besaßen nur geringe seidene Kleidungsstücke und trugen sie abwechselnd, wenn es galt, einen Besuch zu machen oder auf belebter Strasse sich zu zeigen. Dann mieteten sie einen modisch gekleideten Diener, der gemessen hinter ihnen zu schreiten und den hohen Sonnenschirm über ihr Haupt zu halten hatte. Ihr heissblütiges Temperament verwickelte sie oft in bedenkliche Händel, Liebschaften einzuleiten und ein zärtliches Verhältnis anzuknüpfen begegnete grossen Gefahren.

Wilde Rachsucht ergriff den Fidalgo, wenn er berechtigten Zweifel an der Treue der Gattin oder der Zuverlässigkeit der Geliebten hegen zu müssen glaubte. Der Trieb zur Wiedervergeltung einer erfahrenen Beleidigung regte sich in ihm um so heftiger, als die Regierung nicht die Gewohnheit zur Selbsthülfe zu brechen vermochte. Der Beleidiger fand selten Verzeihung; verfügten die Gegner über gleiche Machtmittel und wagten es selbst nicht, ihren Streit auszutragen, so schritten sie meist ohne Bedenken zu Meuchelmord und liessen durch ihre schwarzen Sklaven den Verhassten umbringen. Tavernier sah einmal, wie sieben angesehenen Männer in der Kirche vor dem Altare niedergeschossen wurden und sogar der die Messe lesende Priester eine schwere Wunde davontrug. Die Justiz, sagt er, verhält sich solchen Verbrechen gegenüber, besonders wenn die Urheber den höheren Ständen angehören, gleichgültig, und eine gerichtliche Untersuchung verläuft bei der arglistigen Gewandtheit der Sachwalter im Sande. Soldaten dunkler Herkunft legten sich schon auf der Reise nach Malabar, sobald sie die Südspitze von Afrika umfahren hatten, plötzlich den Adel zu; das Volk aber nannte sie spöttisch Fidalgos vom Kap der guten Hoffnung. Gesucht war von solchen Kriegsknechten besonders die feierliche Verleihung des Ritterschlags; diese Ehre aber sank allmählich im Preise, als nach kleineren Gefechten solche Soldaten freigebig mit der Ritterwürde geschmückt wurden. Dagegen sammelte man eifrig schriftliche Bescheinigungen von Vorgesetzten über erworbene Verdienste und tapfere Führung, um dadurch den Anspruch auf Versorgung oder freie Heimfahrt zu unterstützen.

V.

Auch Goa hat die alte Erfahrung machen müssen, dass Staaten nur durch dieselben Mittel erhalten werden, durch die sie gegründet sind. Die Einwirkung der Naturverhält-

nisse, die reichen Erträge des Bodens und des steigenden Handelsverkehrs machte allmählich das portugiesische Herrenvolk schlaff und träge, und zu dieser Arbeitsunlust gesellte sich die grosse Sinnlichkeit des südlichen Menschen. Die Edelleute begannen die Lust am Waffenhandwerk, die kriegerische Kraft, die schneidige Freudigkeit an Kampf und Ruhm zu verlieren und ohne dass sie es merkten, näherten sie sich der Schwelle des Greisenalters, das ohne eigne Schöpferkraft von der Erinnerung vergangener Zeiten zehrt.

Eine der Hauptursachen, welche die Portugiesen in Goa auf abschüssige Bahnen geführt hat, liegt in der dortigen Frauenwelt, welche ein trübes Andenken hinterlassen hat; die echte Gemeinsamkeit der Ehe, die freie Unterordnung des Weibes und damit ein reines, volles Familienleben hat hier, vielleicht mit Ausnahme der höheren portugiesischen Familienkreise, keine Wurzel geschlagen. Es fehlte überhaupt die bessere feine Damenwelt. Das Leben an Bord schreckte die Frauen und Mädchen, die sich selbst achteten, ab und es wurde als ein überaus seltenes Ereignis angesehen, wenn Vizekönige, wie Cabral (1549—50) und Garcia da Sá (1547—49), letzterer Vater der edlen Leonor de Sousa, die ein so furchtbares Ende in dem Wüstensande Afrikas fand, ihre Gemahlinnen mit nach Goa brachten. Zwar hatte die Regierung von Lissabon dadurch Wandel zu schaffen gesucht, dass sie arme, verwaiste, unbescholtene Jungfrauen von guter Herkunft mit Anwartschaften auf Ämter für zukünftige Gatten ausstattete und zur Auswanderung nach Indien bewog, indes die Wirkung war nur eine vorübergehende. Auf demselben Fahrzeuge, auf dem der Jesuit Gaspar Bardez reiste, hatte sich auch eine Anzahl zweifelhafter Frauen eingeschifft; ein Teil derselben blieb in Goa bei dem früheren Gewerbe, andere verheirateten sich, hoben aber schwerlich den sittlichen standard of life auf eine höhere Stufe. Frauenklöster gab es nicht; wer könnte, fragt ein Berichterstatter, zur Keuschheit indischer Frauen Vertrauen hegen? Allerdings hatten die oben genannten Casados oder Moradores rechtmässige Frauen und einen ge-

ordneten Hausstand, aber ihre Häuser öffneten sich keinem geselligen Verkehre.¹⁾

In der That waren die Frauen von den geselligen Erholungen ihrer Männer, von dem Verkehre mit den begehrlichen Fidalgos ausgeschlossen und auf das Haus angewiesen, das sie nur selten, eifersüchtig bewacht, in dichtverhangenen Sänften verlassen durften. Sie lebten in dem ödesten Müßig gange, umgeben von Sklavinnen, schlotterig in der Kleidung, sich nährend von dem gepfefferten Naschwerk der orientalischen Küche, Betel kauend, ohne Ahnung von den mit der Heirat übernommenen häuslichen Pflichten. Einer unaufhörlichen Eintönigkeit des Daseins preisgegeben, verfielen sie auf Flirt und begruben Jugend und Schönheit in unziemlichen Abenteuern. Fast jeder Reisende erzählt schmutzige Geschichten von der Leidenschaftlichkeit, mit der die Frauenwelt verbotener Lust nachging, den Gatten mit Hülfe der berüchtigten Datura (*Datura Stramonium*) in den Zustand der Betäubung versetzte zum bequemeren Verkehr mit dem Buhlen. So galt Goa sprichwörtlich als ein Giftpfuhl der Sittenlosigkeit, als der Typus einer trägen, verdorbenen Gesellschaft, und mit jeder Generation stieg die Masse und die Frechheit der Ausschweifungen, das Abthun aller Scham und Züchtigkeit. So mussten auf das Heldengeschlecht, das unsterbliche Ruhmesthaten verrichtet, allmählich stumpfe, entnervte Menschen folgen, die das Mark aus den Knochen, das Ehrgefühl aus dem Herzen verloren hatten und den Prüfungen schwerer Stürme nicht mehr standzuhalten vermochten. Die traurige Überzeugung von diesem selbstverschuldeten, unaufhaltsamen Absterben entmutigte die Portugiesen mehr als der Arm ihrer Feinde.

Zu dieser Verwilderung der Sitten trugen viel die Sklavenmärkte bei. An Sklavinnen aus Indien, besonders von der malabarischen Küste war Goa überreich; Berichte

¹⁾ Linschotens Schilderungen von der weiblichen Verkommenheit sind als übertrieben bemängelt worden, weil er die Portugiesinnen nicht von den farbigen Frauen unterscheidet, allein seine Berichte stimmen mit den Beobachtungen anderer Reisenden ziemlich überein.

rühmen ihre natürliche Anmut, ihre grossen schwarzen Augen, ihr feines Haar, ihren geschmeidigen Körper. Sie wurden öffentlich auf der Rua Direita versteigert, oftmals unter Abfassung einer Urkunde, welche das Vorhandensein gewisser Vorzüge verbürgte; so versichert Pereira in Goa in einem Schriftstück gegen Ende des 16. Jahrhunderts: „Ich Barthol. Pereira, verheiratet und ansässig in dieser Stadt, erkläre, dass ich ein mir gehörendes Mädchen, namens Beatriz aus der Corymba-Kaste, verkauft habe; sie besitzt lauter gute Fertigkeiten, ist gesund, unberührt und versteht sich auf jede Handverrichtung und feine Arbeit.“ Solcher geschickter Sklavinnen gab es in den Bürgerhäusern meist fünf bis sechs. Andere mussten den Strassenverkauf übernehmen, zogen dabei durch auffallenden Putz die Aufmerksamkeit auf sich und erwiesen sich auch unlauteren Wünschen gegenüber zugänglich. Die Einnahmen hatten sie dann ihren Herren abzuliefern, und manche dieser lebten davon, wie der Jesuit Souza erzählt. Ausser diesen Sklavinnen gab es in Goa freigegeborene Frauen, namentlich Malabarinnen und Mestizinnen, die durch ihr schandbares Gewerbe sogar zu grossen Reichtümern kamen, elegante Häuser besaßen und einem üppigen Luxus in der Lebensführung fröhnten; man nannte sie perrinhas, Schosshündchen, ihre Wohnungen Pagoden. Manchmal kam es vor, dass solche leichtfertige Frauen ihre kostbaren Schmucksachen einbüssten, indem ihre Sklavinnen sie durch die Datura in einen tiefen Schlaf versenkten und dann mit ihren Liebhabern das Weite suchten. „Ohne Zweifel, sagt Graf Ficalho, konnten vertrauliche Beziehungen zu diesen malabarischen perrinhas manche Zerstreungen gewähren; einige verbanden mit ihrer glühenden den Tropen eigentümlichen Schloffheit eine hohe körperliche Schönheit; sie pflegten sich überaus sorgfältig, badeten häufig und liebten es, duftende Wohlgerüche um sich zu verbreiten, die aus Sandelholz, Aloe, Kampher, Moschus, Safran, in Rosenwasser aufgelöst, angefertigt wurden; sie verstanden es trefflich, Gesellschaft zu leisten; denn sie waren gesprächig, obwohl sie, wie Camões erzählt, ein schlechtes Portugiesisch redeten und sich in einer Sprache voll Unkraut ausdrückten,

dazu gebildet, in musikalischen Künsten und graziösen Tänzen wohlbewandert. Aber alles, was für den Geist an Gesundem aus der Gemeinschaft mit der Frau, die unsere Art zu denken und zu fühlen teilt, entspringen kann, blieb hier unbekannt. Und ganz Goa mit seinen Scharen von Sklavinnen, mit seinen lasciven und reichen Mestizinnen, mit seiner Atmosphäre durchdringender Wohlgerüche musste zuweilen das zweifelhafte Aussehen eines grossen verdächtigen Hauses annehmen.“ Auch männliche Sklaven, meist Neger, gab es viele, die jedoch schwer an ihrem Lose zu tragen hatten. Hunger und Schläge waren ihre tägliche Nahrung. „Wenn ihre Herren, erzählt Mocquet, ihr Mütchen kühlen wollen, schlagen sie den Sklaven, der sich vergangen, in Eisen und verurteilen ihn nicht zu 20 bis 30, sondern zu 500 Stockstreichen. Dabei sitzt der Portugiese zur Bezeugung seiner Macht prunkend auf einem geschmückten Stuhle und zählt mit einem Stabe, den er dünkeltvoll in der Hand führt, alle Hiebe, um keinen zu übersehen. So hörte ich mal in meiner Wohnung die ganze Nacht hindurch nichts anderes als den Schall des Stockes, dazu ein mattes Gewinsel, weil ein Knebel im Munde des Gezüchtigten die Schmerzenslaute erstickte. Zum Schluss ritzt man dem gepeinigten Opfer mit einem Pfiemen die Haut auf, reibt Salz hinein, um die Qualen zu steigern und das geronnene Blut zu beseitigen. Eine unmenschliche Strafe ist das Pingar vivo. Man nahm Öl und Speck und liess diese Masse über dem Herdfeuer glühend heiss werden; dann wurde das erhitzte Fett auf den nackten Leib des Sklaven geträufelt, der sich unter den grässlichsten Schmerzen wand.“ Es ist die alte psychologische Wahrheit, dass Sinnlichkeit und Grausamkeit gemeinlich vereinte Charakterzüge sind.

Von den zeitgenössischen Berichterstattern dieses sittlichen Niederganges mögen einige hier sprechen, in erster Linie Luiz Camões, der grosse Dichter der Lusiaden, der von 1553 bis 1556 und dann von 1560 bis 1567, selbst umstrickt von dem Sittenverderbnis, in Goa gewelt hat. Er war nach Indien gekommen, um als Soldat sein Glück zu machen, erbittert durch schwere Unbilden, die er in der

Heimat erfahren, und verkehrte in den Kreisen der dünkelfhaften Fidalgos, deren hohles, ausschweifendes Wesen wenig zu seinem empfindsamen, hochgemuten Geiste passte. Daher bricht oft sein heller Zorn hervor; schonungslos schwingt er die Geißel der Entrüstung in den „Thorheiten Indiens“ oder zeichnet Unwürdige in den Wappensprüchen eines Rohrspiels mit solcher Schärfe, dass jeder wusste, wer gemeint war. Unpraktischen Sinnes verstand er nicht hauszuhalten und stürzte sich in Geldverlegenheiten und dadurch in die Macht hartherziger Gläubiger, wie eines Fios seccos, der ihn sogar ins Gefängnis werfen liess. Nach allem, was wir über seinen Aufenthalt in Goa wissen, war ihm dort wenig Glück und Freude beschieden; doch wusste mancher vornehme Herr seine hohe Dichtergabe und seinen edlen Charakter zu würdigen. Wenn er, der arme, einfache Soldat, Einladungen zu einem bescheidenen Mahle ergehen liess, so erschienen Männer an seinem dürftigen Tische, die gesellschaftlich zu den besten Kreisen zählten; in den ärgsten Bedrängnissen seines irrsalreichen Lebens in Goa und auf Moçambique erwarb er sich erlesene Freunde. Zu diesen gehörte auch der angesehene Naturforscher Garcia da Orta; derselbe kam 1538 nach Goa im Gefolge des Vizekönigs Garcia de Noronha und starb daselbst in den siebenziger Jahren. Als Arzt hat er hier eine bedeutende Praxis gewonnen und ein grosses Vermögen erworben. Seine Studien wandte er namentlich der Botanik zu und schrieb ein epochemachendes Werk: *Colloquios dos simples da India*. Goa 1563 — Unterhaltungen über die Drogen Indiens — das einen Ehrenplatz in der Geschichte der Pharmakognosie einnimmt. — Ein Tugendheld ist Camões in Goa nicht gewesen; trotz seiner idealen Liebe zu Catharina de Athaide knüpfte er ein enges Verhältnis zu einer Mestizin an und besang sie in reizenden Versen, obwohl er anfangs ein gut Stück Ekel in ihrer Gesellschaft zu überwinden hatte. Voll Scham, dass auch er den Zauber der Verführung nicht abschütteln kann, spricht er im Sonett: Goa (Babel) und Lissabon (Sion) die Flammenworte:

Hier in dem Babel, wo ein Schlammgeflute
Hinwält des Bösen Stoff und des Gemeinen,
Hier, wo der feilen Mutter — nicht dem reinen
Amor — die Menschheit dient mit Mark und Blute;

Hier wo das Schlechte schwelgt und darbt das Gute,
Und jeden Willkür treibt und Ehre keinen;
Hier, wo die Lenker, irr und blind, sich scheinen
Mit eitlen Ruf zu flieh'n des Himmels Rute;

Hier in dem Labyrinth, wo Geistes Helle
Und Kraft und Adel betteln um Geschenke
Auf der Gewinnsucht niederträcht'ger Schwelle;
Hier im chaotisch-scheusslichem Gesenke
Verrinnt mir allgemach des Lebens Welle;
Sieh, ob ich dein, o Sion, hier gedenke!

Übersetzung von W. Storck.

Derb und drastisch fällt der französische Apotheker Mocquet (1610) folgendes Gesamturteil über die Portugiesen in Goa: „Man findet unter ihnen anders nichts als Lüge, Betrug, Geiz, Wucher, Hass, Zorn, Zank, Neid, Missgunst, Hofart, Übermut, Mord, Todschatz, Fressen, Saufen, Üppigkeit, Sodomiterei, Unzucht, Hurerei, Ehebruch, Gotteslästerung, Fluchen, Schwören, Sakramentieren und alle Sünden in vollem Schwange, dass einem, wer es hört, alle Haare dafür zu Berge stehen und man sich über Gottes Langmut nicht genug verwundert.“ Weniger aufgeregt äussert sich der englische Wundarzt Dr. Fryer, welcher 1675 Goa besuchte, über die dortige Frauenwelt: „Die Frauen, weisse und schwarze, müssen ein abgeschlossenes Leben führen und erscheinen in der Öffentlichkeit dicht verschleiert. Je höher ihr Rang, um so reicher sind sie daheim gekleidet, behangen mit Juwelen, goldenen und silbernen Rosenkränzen, mit Spangen an den Armen, Perlenschnüren um den Hals, mit diamantbesetzten Nadeln im Haar und Ringen in den Ohren. Sie tragen eine Taille von feinem Gewebe, welche die Haut durchscheinen lässt und einen Unterrock von dichtem Zeuge, keine Strümpfe, dagegen kostbar geschmückte Pantoffeln. Unter ihnen giebt es auffallend schöne und anmutig geformte Gestalten; doch sind ihnen die englischen Ladies an Ge-

sichtsausdruck weit überlegen; denn jene werden in verlegener Schüchternheit auferzogen, können daher an keiner Unterhaltung teilnehmen und bringen den Tag mit Andachtsübungen und der Sorge um die Bedürfnisse des Haushaltes zu. Sie verstehen sich auf Gesang und Lautenspiel und wissen Süßigkeiten und leichte Speisen für den Mittagstisch zu bereiten; tafelt ein Fremder mit dem Hausherrn und spricht den Wunsch aus, die Damen des Hauses zu begrüßen, so begegnet er einem unüberwindlichen Widerstand. Die Kinder laufen nackt im Hause herum, bis sie alt genug sind, sich zu schämen.“ Auf ihren Gängen zur Kirche entfaltete die vornehme Portugiesin viel Pracht und Herrlichkeit; dichtverschleiert in ihrem Palankin hingetragen, fand sie eine Schar von Sklavinnen dort ihrer harrend; die eine musste einen reich gestickten Teppich zu den Füßen der Herrin ausbreiten, eine andere ein Kissen zum Knieen darauflegen; eine dritte überreichte ein kostbares Kästchen mit Gebetbuch und Sacktuch und die vierte den Fächer. Beim Eintritt in das Gotteshaus bietet ein Fidalgo mit zierlicher Verbeugung Weihwasser und darauf die Hand, um sie zu ihrem Platze zu geleiten; denn sie kann nicht sicher auftreten wegen ihres hohen Schuhwerks und so bewegt sie sich langsam und würdevoll vorwärts, in der rechten Hand einen blitzenden Rosenkranz. Mit besonderem Glanze begingen die reicheren Familien die Feier von Hochzeiten und Kindtaufen, so dass zuletzt die Regierung gegen den übertriebenen Luxus mit ihren Verboten einschreiten musste.

VI.

Das 16. Jahrhundert war in Goa zu Ende gegangen, mit dem Ergebnisse, dass der einströmende Reichtum eine Sittenverderbnis erzeugt hatte, welche die Lebensgenüsse auf die üppigste Höhe trieb; in diesen verzehrenden Strudel

wurden allmählich auch die Träger priesterlicher Würden mit hineingerissen.

Als Vasco da Gama mit seinen Getreuen die Fahrt in die unbekanntenen Meere antrat, befeuerte ihn, wie vordem Columbus, nicht nur ein edler Thatendrang, die Aussicht auf Ruhm und Gewinn, sondern auch religiöse Begeisterung, wie sie auch in den langen Kämpfen seines Volkes gegen die Mauren mächtig mitgewirkt hatte. Es galt nicht nur dem Vaterlande reiche Gebiete zu erobern, ihm lohnende Handelsmärkte zu erschliessen, sondern auch die Waffen zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung der Kirche, zur Ausbreitung des Glaubens zu schwingen. Schon der Infant Heinrich der Seefahrer hatte mit der Vergrösserung der Monarchie die Verkündigung von Christi Lehre aufs engste verbunden und den Islam wie das Heidentum in Afrika unablässig bekämpft. Dieselben Bahnen waren die Könige Affonso V. und João II. entschlossen weiter gewandelt, und ihr Nachfolger Manuel der Grosse verpflichtete nicht minder seine Feldherren, die Verkündigung des Evangeliums im Oriente nach Kräften zu fördern. Diese gemeinsame Wirksamkeit von glücklichen Waffenthaten und christlicher Missions-thätigkeit hat die Errichtung der portugiesischen Herrschaft in Indien mehr befestigt, als es Erfolge auf den Schlachtfeldern allein hätten thun können. Mönche begleiteten 1510 Albuquerque auf seinem Zuge nach Goa und entflamten dessen kleine Schar zur opferwilligsten Hingabe; das Kruzifix in der Hand marschierten sie an der Seite der Bataillone einher. Bei der Erstürmung von Diu 1546 trat Antonio do Casal, ein Franziskaner, an die Spitze einer Sturmkolonne und erklimmte zuerst die feindliche Mauer; da zerschmetterte eine Kugel einen Arm des Christusbildes, das er trug; „schaut, rief der tapfere Mönch den Kriegern zu, was die Ungläubigen dem Zeichen eures Glaubens angethan haben, sterbet für Christus!“ Einen langen Nachhall fand die That des Franziskaners Fernando de Castro 1559; das Schiff, das ihn nebst einer Schar Soldaten nach Indien tragen sollte, scheiterte; die Offiziere bemächtigten sich der Boote und luden ihn ein, sich mit ihnen zu retten; er aber lehnte es

ab mit den Worten: „Die Seelen dieser 200 Menschen sind mehr wert als mein armes Leben“ und alle fanden zusammen ihren Tod in den Wellen.

Goa ward gleich nach der Eroberung der Sitz eines Bischofs, und der Beichtvater Joãos III., der spanische Franziskaner João de Albuquerque, der erste in der langen Reihe dieser Kirchenfürsten, ein tugendhafter Prälat, abhold den Freuden des Lebens, eifrig seines Amtes waltend. Er organisierte die kirchliche Verfassung der Stadt und teilte sie in vier Pfarreien, deren Zahl im Laufe der Zeit auf elf gestiegen ist. Eine weit bedeutendere Thätigkeit als die Weltpriester entfaltete die viel zahlreichere Ordensgeistlichkeit, sie hat in der Geschichte der Stadt eine grosse, tief gehende Rolle gespielt. Zuerst erschienen die Franziskaner und liessen sich 1518 in Goa nieder, nachdem sie vorher schon die Kriegsflotten als Seelsorger begleitet hatten; allmählich folgten die Dominikaner, Augustiner, Karmeliter und andere Orden diesem Vorgange und bedeckten die Stadt mit ihren Siedelungen. Die Jesuiten kamen 1542, um auch hier ihr Ordensziel, die Weltherrschaft der katholischen Kirche, zu verfolgen; sie erbauten ein Novizenhaus und die viel bewunderte Kirche zum gütigen Jesus (Bom Jesus). Sie gründeten Pflanzschulen in den wichtigsten Plätzen der portugiesischen Besitzungen Indiens und verfügten bald über grosse Einkünfte. Kein Orden hat, dank seiner hohen Begeisterung, seiner Intelligenz und seiner praktischen Lebensklugheit der Staatspolitik und seiner Kirche in Indien grössere Dienste geleistet, keiner eine gleich unermüdliche Thatkraft mit weitschauendem Blick immer unter grossen Gesichtspunkten eingesetzt. Gegen das Ende des 16. Jahrh. finden wir die Jesuiten hochgeehrt in Japan, China, Bengalen und in den Ländern des Grossmoguls. „Sie kümmerten sich, sagt der Geschichtsschreiber Fernão Guerreiro, nicht nur um geistliche Angelegenheiten, sondern zogen auch die Politik und die Handelsverhältnisse der Krone Portugals in den Kreis ihrer Erwägungen und pflegten gewandt die guten Beziehungen der Regierung zu den Herrschern Indiens.“ Durch das rastlose Aufgebot ihrer geistigen Kraft erwarben

sie sich von bekehrten Brahminen die Kenntniss der schwierigen Landessprachen¹⁾, vermochten so den Eingeborenen das Evangelium in der eignen Mundart zu predigen und gewannen durch ihr beredtes Wort, durch selbstlosen Eifer zahlreiche Anhänger dem Christentume, so dass die Neubekehrten dem Könige von Portugal ergebener waren als ihren eignen Fürsten, und die Religion sie mehr im Gehorsam hielt als die Gewalt.

Eine aufrichtige Verehrung wie bei den Kleinen so bei den Grossen erwarb sich namentlich der h. Franz Xaver, der „Apostel Indiens“; durch seine begeisterte Thätigkeit wurde dort der Jesuitenorden eine Macht. Demüthig bei den Armen, strenge gegen die Reichen, herbe gegen sich selbst, nie die Hand nach den Schätzen der Erde ausstreckend, machte er sein dürftiges Gewand angesehenener als der Purpur die Mächtigen. Inmitten des Sittenverderbnisses, das bereits das grosse Reich Joãos IV. zu untergraben begann, schritt er gehobenen Hauptes einher, geisselte den Wucher, die Sinneslust, die Habsucht, hielt sich fern von Streit und Gewalt und umgab sich gleich seinem göttlichen Meister mit Kindern und Unglücklichen; er mied den Beifall der Vornehmen, den Glanz der Paläste und stieg hinab in die Hütten Ausgestossener, lehrend, betend, stärkend Tag und Nacht. In glühender Nächstenliebe nannte er die armen Parias weltverlorener Dörfer seine Söhne, trocknete ihre Thränen und hatte ein Auge für ihre Leiden, ein Ohr für ihre Klagen. Kurz vor seinem Tode empfing er vom Stifter seines Ordens die Ernennung zum ersten Provinzial von Indien und die Nachricht der Trennung dieser Provinz von Portugal. Aufgerieben von Mühsalen und Sorgen, starb er verlassen in einer armseligen Hütte zu Sanchan an der Pforte von China am 2. Dezember 1552. Seine Gebeine wurden unter grossen Feierlichkeiten zu Goa in der Bom Jesuskirche beigesetzt; hier ruhen sie, geschmückt mit den kostbarsten

¹⁾ Der Pater Thomas Estevão schrieb die erste Grammatik der in Goa gesprochenen Conkanisprache; neu herausgegeben von J. H. da Cunha Rivara: *Grammatica da lingua Concani*. Nova Goa 1857.

Gewändern, welche die Königin Maria Sophia von Portugal 1693 stiftete, in einem überaus prachtvollen Schrein von hohem Kunstwerte, dem Geschenk eines Grossherzogs von Toskana. Von Zeit zu Zeit findet eine Ausstellung des wohlerhaltenen Körpers statt; im Jahre 1859 sind an 200 000 Menschen zur Verehrung dieser Reliquie hingeströmt; Papst Gregor XV. hat ihn am 12. März 1623 unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen.

Bei dieser Fülle hingebender selbstloser Männer, die, von aufrichtigem Eifer beseelt, sich Entbehungen, Gefahren und dem Tode aussetzten, die nicht bloss mit dem Worte, sondern auch mit dem Beispiele eines entsagungsreichen Lebens und echter Nächsteuliebe das Evangelium verkündigten, wurde Goa der Ausgangspunkt einer ausgedehnten, gesegneten Missionsthätigkeit, an der alle Orden wetteifernd teilnahmen. Hatte die Not, sich im Strudel des Lebens zu verlieren, der Überdruß an leerem, gemeinem Treiben, die Aussicht auf das hohe Gut inneren Friedens die damaligen Mönche zur Weltflucht geführt, so hielt diese ideale Stimmung sie die ersten Jahrzehnte hindurch in dem Banne erhabener Ziele. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts vollzieht sich ein durchgreifender Wandel; die alte Strenge verschwindet zwar anfangs noch nicht, schlägt aber die Wege eines masslosen Bekehrungseifers ein. Die Orden wollen nicht mehr in geduldiger Arbeit Andersgläubige überzeugen, sondern bedienen sich der Gewalt und des weltlichen Arms. Der eifernde Generalvikar Miguel Vaz leitet diesen Umschwung ein, verfolgt ungestüm die Heiden und zerstört ihre Pagoden, entfremdet dadurch Portugals Verbündete und entvölkert Goas Umgegend. Daran schlossen sich später, in Nachahmung der Vorgänge in der Heimat, die Grausamkeiten gegen die Juden und die Neuchristen und die Errichtung des furchtbaren Inquisitionstribunals. Aufgezogen in den Anschauungen der hochgespannten religiösen Stimmung ihrer Zeit und des Hofes duldeten oder unterstützten die Vizekönige die aufdringliche Proselytenmacherei der Mönche; so liessen Pedro Mascarenhas und Francisco Barreto in den Strassen Goas das Verbot ver-

künden, in den Ländern portugiesischer Herrschaft Ceremonien nach brahminischem Kultus auszuüben und bestimmten, dass heidnische Waisenkinder ergriffen und getauft werden sollten. Und als dann später die Hindukaufleute, bedrängt in ihrem Glauben, lieber ihre Geschäfte in Goa aufgaben und die Kanarins, d. h. die Arbeiter, verzweifelt ihre Reiskulturen zerstörten, verschloss dennoch der Vizekönig Constantino de Braganza (1558—1561) hartnäckig sein Ohr allen Mahnungen des Mitleids und der Milde.¹⁾

Ganz anderen politischen Erwägungen war Affonso de Albuquerque gefolgt. Der scharfblickende Held erkannte, dass die Mauren zwar die herrschende und rührigste Klasse in Indien ausmachten, dass aber bei ihrer numerischen Schwäche ihre Macht keine festen Wurzeln fassen könne, vielmehr dass es möglich sei, sie zu verdrängen, wenn es gelänge, die alten Herren des Landes, die an Zahl weit überlegenen Hindu, zu treuen Anhängern zu machen, ihnen Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Portugiesen einzuflößen und sie zu überzeugen, dass deren Herrschaft die wohlwollendere und humanere sei. Daher führte er einen schonungslosen Kampf gegen die Mauren, die alten Feinde seiner Heimat, und zerstörte ihre Moscheeen, bethätigte aber freundliche Gesinnungen gegen die Hindu und ihre Pagoden. So befahl er mitten in der Blutarbeit bei der Erstürmung von Goa, die in der Stadt noch vorhandenen Mauren zu „braten“, hingegen den Landleuten und den Brahminen kein Leid anzuthun. Bald nach seinem Tode kamen entgegengesetzte Anschauungen zur Geltung; schon 1540 erging vom Könige der Befehl, sämtliche Hindutempel auf den Ilhas zu vernichten, wobei zugleich von den Gewalthabern die zur Unterhaltung der Pagoden bestimmten Fonds mitgezogen wurden. Von einer solchen Unternehmung brachten plündernde Soldaten einst einen eigentümlichen Schatz mit, einen in Gold gefassten angeblichen Zahn

¹⁾ Eine Zusammenstellung der harten Erlasse, die gegen die Hindu teils in Lissabon, teils auf dem ersten Provinzialkonzil zu Goa (1567) formuliert wurden, befindet sich bei Whiteway a. a. O. S. 65 ff.

Buddhas, des weisen Fürstensohnes in Indien. Sogleich bot der König von Pegu dem Vizekönig Constantino de Braganza durch eine Gesandtschaft grossartige Summen für das Beutestück; dieser schwankte, aber der Erzbischof von Goa schritt ein; im Anblicke vieler Neugieriger, die von den benachbarten Balkonen und Fenstern zuschauten, zermalmte er die buddhistische Reliquie in einem Mörser, verbrannte die Teilchen auf einer Kohlenpfanne und gab die Asche den Wellen des vorüberfliessenden Mandovi preis.

Die Verweltlichung der Klöster nahm nach und nach einen erschreckenden Umfang an. Laut tadelte der Vizekönig Braz de Castro (1653—1655) das bequeme, den Ordenspflichten widersprechende Leben, die Erpressungen, denen sie die Eingeborenen unterwürfen und deren lieblose Behandlung bei der Einziehung kirchlicher Gebühren; sie aber fuhren fort, Kapitalien anzuhäufen, um, wie sie naiv erklärten, die Kosten aufzubringen, die sie den Hausprälaten in Rom für Gefälligkeiten zu entrichten hätten. Ihren Bekehrungseifer wussten die Mönche auch den Frauen mitzuteilen, wovon unter manchen andern auch folgender Vorgang zeugt. In Goa lebte ein indischer Fürst Meale, der seine Herrschaft eingebüsst hatte, mit seiner Tochter. Diese sah eines Tages von ihrem Fenster aus einer Prozession zu, die mit feierlichem Gepränge durch die Strassen zog, fühlte im stillen das Verlangen, der katholischen Kirchengemeinschaft beizutreten und fand Mittel und Wege, diesen Wunsch einer Nachbarin Maria Toscana kundzugeben. Erregt zog diese an der Spitze einer Schar von Portugiesinnen zum Hause Meales, um die Jungfrau herauszuholen, begegnete aber dem hartnäckigen Widerstande der Mutter, die, unterstützt von ihren Sklavinnen, entschlossen den Eingang verteidigte. So entbrannte, lesen wir in Souzas *Oriente conquistado*, ein wütender Frauenkampf, bei dem die Kleider in Fetzen, die Haartrachten in Auflösung gerieten. Eine riesige Maurin hatte bereits eine Portugiesin fest an der Kehle gepackt, um sie zu erdrosseln, und nur mühsam gelang es Maria Toscana ihr die

Beute wieder zu entreissen. Da schritt der Vizekönig ein, bemächtigte sich der Jungfrau und liess sie taufen. Doch erhielt die Sache ein fröhliches Ende, indem bald darauf Jorge Toscana, ein Bruder der Protagonistin, mit der Fürstentochter Hochzeit machte.

Die ungehemmte, erfolgreiche Erwerbslust der Geistlichkeit, die allmählich einen wesentlichen Teil der Einkünfte des Staates an sich zu bringen wusste, hat den öffentlichen wie den privaten Verhältnissen des Landes grossen Schaden zugefügt, zumal da sich die Zahl der Geistlichen und Mönche ungemein vervielfältigte. Der arbeitenden Klasse der Bevölkerung fehlte daher der aufmunternde Sporn zur Thätigkeit bei den sinkenden Löhnen, der Regierung die unentbehrlichen Mittel zur Erhaltung und Verteidigung des Landes. Das sorgenfreie Leben in den Klostermauern bewirkte einen grossen Andrang zur Weltflucht; sogar rüstige Kriegerleute, die das Mutterland zum Schutze seines Kolonialbesitzes hinausgesandt, wandten den Beschwerden des Waffenhandwerks den Rücken. Als der Vizekönig Graf Villa Verde (1693—1698) bei einer auswärtigen drohenden Gefahr nicht wusste, wie er sein kleines Heer verstärken könnte, zwang er die jüngeren kräftigen Mönche, mit der Muskete in Reih und Glied zu treten — es kostete ihm freilich sein Amt. In einem unzweideutigen Berichte an den König vom 1. Dez. 1633 beklagt der Vizekönig Miguel de Neronha, dass die Zahl der Geistlichen sich mehre, der Soldaten sich mindere, dass er die Kriegsschiffe nicht mit der erforderlichen Mannschaft ausstatten könne, dass dagegen die Strassen Goas voller Mönche seien, und es überhaupt in Indien mehr Welt- und Klostergeistliche als Soldaten gäbe, und misst die Schuld hiervon dem Reichtume der Kirche bei. Auch die Missionsthätigkeit versiegte; die ehemals so opfermutigen Glaubensboten erlagen den Versuchungen der Welt; sie bepflanzten nicht mehr den Weinberg des Herrn, sondern bebauten den eignen Acker und verwandelten ihre geistlichen Waffen in Werkzeuge der Herrschaft. Eine zersetzende Wirkung hatte endlich das sogenannte Schisma von Goa oder der Streit zwischen

Lissabon und Rom über das Patronatsrecht der Krone, der erst in unseren Tagen beigelegt werden konnte. Zu der Schwächung der alten Ordensthätigkeit trugen namentlich die Franziskaner bei, weil sie in ungebührlichem Trachten nach Selbständigkeit die Loslösung ihrer Niederlassungen in Indien von der Ordensprovinz Portugal betrieben und 1619 die Trennung durchsetzten. Es war das aber ein Pyrrhus-sieg. Von dem Tage an, wo die neue Provinz São Thomé d. h. Indien ins Dasein trat, wandelten sich die strengen Regeln, welche die Söhne des h. Franciscus zu hohem Ansehen gehoben hatten; jetzt wurden die weltlichen Interessen ausschlaggebend, Selbstverleugnung und Armut, Opferwilligkeit und Nächstenliebe verdunkelt. Zugleich wirkte die Trennung verheerend auf die von den Franziskanern in Bardez pastorierten Gemeinden; einige hielten zu dem neuen Ordensprovinzial, andere zu dem vom Ordenhause in Portugal entsandten Kommissar, wiederum andere kehrten sogar zu ihren heidnischen Gebräuchen zurück. Dazu wütete noch ein anderer Streit. Das Tridentinum hatte den Ordensleuten die Übernahme von pfarramtlichen Funktionen untersagt; der Erzbischof Menezes von Goa suchte den Beschluss durchzuführen und ersetzte Mönche, die ein Pfarramt bekleideten, durch Weltgeistliche; aber die Franziskaner in Bardez verweigerten den Gehorsam und siegten; sie wussten sich in Rom hohe Gönner zu verschaffen, und diese erwirkten ihnen päpstliche Breven, welche sie der erzbischöflichen Aufsicht entzogen und sie auch fast unabhängig von der weltlichen Obrigkeit machten. Aus der Enge und Gebundenheit des früheren Klosterlebens befreit, verloren sie allmählich die ehemaligen moralischen Triebfedern und Kräfte; die meisten Klöster wurden Schauplätze unruhiger Eifersüchteleien, Märkte der Habsucht und Ärgernis der Heiden; ihre Insassen waren nicht mehr Muster der Lebensführung, Leuchte der Gewissen; und als die Sachen zu diesem Ende gekommen, zerbröckelten mit der wankenden Zucht auch die Vesten der portugiesischen Herrschaft in Indien. Im allgemeinen ist hierbei zu sagen, dass der weltliche und der Ordensklerus sich von sinnlichen Ausschweifungen mit geringen Aus-

nahmen fern hielt; er war fanatisch, habsüchtig und gewaltthätig, aber nicht sittenlos; freimütig und unerschrocken verurtheilte er auf der Kanzel das herrschende Laster der Sinnenlust und das damit zusammenhängende anstössige Leben der Männerwelt, das mehr eines Muselmans denn eines Christen würdig wäre. Für Geistliche, die sich schwer vergangen, gab es in Goa ein erzbischöfliches Getängnis, der Aljube; Dellon, der vor seiner Überführung in den Kerker der Inquisition zwei Tage und Nächte darin zubringen musste, hat diesen Schreckensort in seinem obengenannten Werke beschrieben.

So war Goa im Anfange des 16. Jahrh. der Sitz schwärmerischer Heidenbekehrung und ritterlichen Heldensinnes und wurde am Ausgange desselben die Stätte begierlichen Krämertums und unsittlicher Zügellosigkeit. Nur die Jesuiten haben sich lange gegen diese eindringenden Gefahren zu behaupten gewusst; durch kluge Berechnung, durch Menschen- und Sachkenntnis, durch Geschenke und Liebesdienste gewannen sie in abwartender Geduld die Freundschaft der Erwachsenen, die Zuneigung der Kinder; sie wussten, dass es bei einer geistigen Eroberung nicht wie bei einem kriegerischen Zuge auf rasches Zugreifen ankommt; ihre Schulen und Seminare genossen hohes Ansehen, wissbegierige Jünglinge erhielten Unterricht in Latein, Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Theologie und Musik. In Goa hatten sie sich ein prachtvolles, vierstöckiges Ordenshaus in geschmackvollem Stile erbaut, das eine umfangreiche Büchersammlung und namentlich ein grossartig eingerichtetes Hospital nebst Apotheke enthielt, wo Christen und Heiden die gleich sorgsame Pflege fanden; es hiess das Collegio de S. Paulo, nach dem Weltapostel, ihrem Vorbilde. Ein Laienbruder, Gaspar Antonio aus Florenz, leitete die Apotheke; er ist der Erfinder der Goasteine (Pedra Cordial), welche, durch ein Monopol für die Jesuiten geschützt, in grossen Mengen in den Handel von Indien und von Portugal kamen und viel Geld einbrachten. Dr. Fryer hat ihn noch 1675 gesehen; er war bereits alt und erblindet, aber sehr geachtet durch seine Arzneimittellkunde und von vermögenden

Leuten aller Stände in Krankheiten gern zu Rate gezogen. Die Jesuiten ferner sind es gewesen, welche die Buchdruckerkunst in Goa im Wettbetriebe mit einem Deutschen Johann von Endem oder Emden einführten; bald lieferten ihre Pressen Katechismen und Erbauungsbücher in den heimischen Sprachen, sorgsam dem geistigen Niveau der Landeskinder angepasst. Die höhere Schule im Collegio de S. Paulo war, wie wir von Souza und della Valle erfahren, eine Musteranstalt; dort lehrten unter anderen zu ihrer Zeit der Deutsche Pantaleon Wenzeslaus Mathematik, der Italiener Christoph de Giovanni Griechisch und Arabisch, Josef Massagna Naturwissenschaft, lauter Namen von gutem Klang. Die imponierende Feierlichkeit der kirchlichen Handlungen, das prunkvolle Zeremoniell des Gottesdienstes übte einen mächtigen Zauber auf die Phantasie der Orientalen; die Musik und der Kirchengesang hatten für sie einen unwiderstehlichen Reiz. Eine besondere Wichtigkeit verlieh man der sinnfälligen Ausschmückung des Gotteshauses durch Bemalung der Wände, durch Schnitzarbeiten an den Altären und den Beichtstühlen und berief sich hierbei auf eine Vorschrift des Ordensstifters selber und auf den Satz, dass der Glaube durch das Gesicht beigebracht werden müsse. Bei den Prozessionen liessen sie biblische Personen mit kenntlichen Attributen, so Adam mit der Axt auf der Schulter, Eva mit dem Spinnrocken oder einer Schlange einherziehen; Knaben trugen bei der Aufführung der Passion die Marterwerkzeuge des Erlösers durch die Kirche, Erwachsene krümmten sich unter der Last schwerer Kreuze, noch andere krochen mit gebundenen Händen und Füßen auf der Erde, während der Gesang besonders mit dem Tamburin begleitet wurde. Strenggläubige nahmen Anstoss an diesem theatralischen Gepränge und warfen dem Orden einen Hang zur Romantik vor, er bringe den Hindu nur Aberglauben und Zeremonien bei, lehre sie aber vom wahren Christentume so gut wie nichts; namentlich benutzten die eifrigen Gegner der Jesuiten, die Augustiner, diese Darbietungen zu schmählichen Angriffen von der Kanzel herab, sogar in Gegenwart von Eingeborenen. Die Bedeutung kirchlicher Feste

und Aufzüge, in deren Pflege sich Frömmigkeit und Schaulust theilten, für die Öffentlichkeit, springt besonders aus den Briefen von della Valle ins Auge; alle Tage, erzählt er, feierte man mit prächtigem Aufwand christliche Gedenktage; als grossartig wird namentlich die Spannung geschildert, da aus Rom die Kunde von fünf Heiligsprechungen eintraf, unter ihnen die der Jesuiten Ignatius von Loyola und Franz Xaver. In den hochgehenden Wogen der religiösen Stimmung und Aufregung sind es, allen voran, die Jesuiten und Karmeliter gewesen, die wetteifernd glänzendes Gepränge entfalteten. Ebenso lebten lange in der Erinnerung der Bürger die Festlichkeiten zum Preise der h. Geracina, einer der 11 000 Jungfrauen, deren Schädel von der landenden Galeere Gallega in feierlicher Prozession eingeholt wurde, sowie die aufwandreichen religiösen Ceremonien zu Ehren des Rajah von Tanar bei seiner Aufnahme in den Schoss der Kirche. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, um die Zeit, da die Spitzen der Gesellschaft den Aufklärungsideen huldigten und die Gemüther der Gebildeten den religiösen und kirchlichen Dingen abgewendet waren, kamen die Jahre heran, in welchen der lang verhaltene Groll gegen den mächtigen, geistlichen und weltlichen Fürsten unbequemen Jesuitenorden sich Luft machte und in Pombal, dem Minister Josefs I. von Portugal, den entschlossenen Führer fand. In Portugal hatte längst der Orden sich die Herzen entfremdet; von den vielen Stimmen, die hier gegen ihn laut wurden, sei nur Osorios, des Bischofs von Silves, gedacht; in einem Briefe vom Jahre 1570 an den einflussreichen Jesuiten Luiz Gonçalves zieht er eine Parallele zwischen der Dürftigkeit des Ordens und der von ihm bewusst geübten Selbstbescheidung bei seinem Eintritt in Portugal und den grossen Reichtümern, die allmählich in seinen Klöstern zusammenflossen und geisselt seine Habsucht, seinen unersättlichen Durst nach Macht, nach unumschränkter Beherrschung des jungen Königs Sebastian. Im Laufe der Zeit hatten bekanntlich einzelne Mitglieder des Ordens sich immer mehr fremdartigen weltlichen Geschäften zugewandt, sich nach dem Vorbilde der englisch-ostindischen Kompagnie

in gewinnbringende Handelssachen eingelassen und wie ihr Vorgehen in Paraguay durchblicken liess, den Gedanken eines selbständigen politisch-religiösen Staatsorganismus aufgegriffen, der sich nur zum Schein der weltlichen Obrigkeit unterordnete. Da verfasste nun Pombal seine das weiteste Aufsehen erregende Flugschrift: *Relação abbreviada da Republica dos Jesuitas* — kurzer Bericht über die Jesuitenrepublik — in welcher er die Gemeingefährlichkeit des Ordens nachzuweisen suchte, wie er nach weltlicher Herrschaft strebe, wie er den gesamten Handel von sich abhängig gemacht und ihn in Madrid, Lissabon, in allen Seestädten beherrsche, wie er endlich die Schuld an allem Unglücke Portugals trage. So traf ihn ein ähnlicher Sturz wie vormals den Templerorden; 1759 musste er auch in Goa, das ihm als Handelsniederlage und Geldquelle sehr wichtig war, seine Fahne einziehen und die Stadt verlassen. Sein prächtiges Collegio, sein schönes Novizenhaus sanken in Trümmer, weil die Regierung die Kosten der Instandhaltungsarbeiten nicht hergeben wollte, und heute ist jede Spur dieser grossartigen Bauten verschwunden. Dagegen ist als Erinnerungszeichen seiner früheren Wirksamkeit, die 1605 vollendete Kirche zum gütigen Jesus (*Bom Jesus*), aus schwarzem Granit, mit vierthoriger Façade noch wohl erhalten. Das Innere ist reich mit Kapellen und Altären geschmückt; auf dem Hochaltar steht das Kolossalstandbild des h. Ignatius; die Haltung des Ordensstifters drückt Würde aus, sein Antlitz Begeisterung; die rechte Hand ist erhoben, gleich der des Feldherrn, der sein Heer zum Angriff führt und zeigt zugleich gen Himmel, wie wenn er seinen Lieblingspruch thäte: *Quam sordet mihi tellus, cum coelum aspicio!* In einem herrlichen Sarkophage, der in einer der Kapellen aufgestellt ist, befinden sich die Gebeine des h. Franz Xaver, des Apostels von Indien, Gegenstand hoher Verehrung der Einheimischen und Besuchsziel aller hinreisenden Fremden.

Der Begründung der absoluten Königsgewalt sowie der Befestigung der alleinigen Geltung der katholischen Kirche in Indien und ihres Einflusses auf die Bevölkerung diente

besonders das furchtbare „heilige Amt“ (o Santo Officio) oder die Inquisition, das zur Aufspürung und Bestrafung von Ketzereien eingerichtete Glaubensgericht. In der Inquisition erblickte die Regierung das zuverlässigste Mittel gegen alle Unzufriedenen, Neuerer und Unruhestifter; die Inquisition bildete die höchste und unumschränkste Gewalt in Goa; von ihren Urteilen galt keine Berufung, sie bedrohte einen jeden. Geständnisse wurden durch die Folter erpresst, die Namen der Ankläger verschwiegen, den Angebern ein Teil des eingezogenen Vermögens zugesichert. Die Bestrafung der Verurteilten stieg von Kirchenbussen und Einziehung des Vermögens, der bürgerlichen Rechte und der Ehre zu ewiger Gefangenschaft und zum Feuertod. Da die Inquisition allen die Anzeigepflicht auferlegte, hat sie das Familienleben tief geschädigt; die Väter verloren das Vertrauen auf die Söhne, die Gatten auf ihre Frauen, die Brüder auf den Bruder. Die Furcht vor der Anzeige umflatterte die Häuser, die tückische Waffe der Verleumdung und eines falschen Zeugnisses hing wie ein Damoklesschwert über allen Häuptern. „Auf das Heldengeschlecht, welches das Vaterland unsterblich gemacht, ruft Rebello schmerzlich aus, folgten Generationen, die Philipp II. huldigten, und das Feuer frommer Verfluchung, seit anderthalb Jahrhunderten durch die Inquisition geschürt, hat mehr verbrannt, als Neuchristen und Heresien.“ Nirgends ist die Inquisition härter und unduldsamer aufgetreten als in Goa; ihr furchtbares Schwert hat hier besonders über den Häuptern der Neuchristen geschwebt, der Nachkommen der portugiesischen Juden, die man vormals zwangsweise getauft hatte und die nun schon seit Generationen den äusseren Formen des Christentums sich fügten, im stillen aber noch immer eine Vorliebe für die Religion ihrer Väter, wie man ihnen nachsagte, bewahrt hatten. Mit gleicher Strenge traf das h. Amt rückfällige Hindu; auch viele von diesen hatten äusserlich die Lehre ihrer Herren angenommen, hingen aber im geheimen den religiösen Überlieferungen ihrer Väter an und übten deren Riten. Die materielle Entwicklung Portugals und seiner Kolonien ist dadurch schwer geschädigt

worden. Solange jemand auf irgend eine Anklage hin dem Inquisitionsprozess und damit der unnachsichtigen Konfiskation seines Vermögens ausgesetzt war, wurden alle, die mit ihm in Geschäftsverbindung standen, mit in den Ruin hineingezogen, da niemand es gewagt hätte, gegen das Santo Officio irgend welche Ansprüche geltend zu machen; der Sturz eines neuchristlichen oder eines Hindu-Handelshauses ward stets in weiten Kreisen empfunden. In der That ist das erste Opfer der Inquisition in Goa ein Neuchrist gewesen, Jeronimo Dias, Baccalaureus der Medizin, aprovado por Judeo, des Judentums überführt, wie Gaspar Correa¹⁾ kurz berichtet; Dias gab das zu und wurde zur Belohnung, bevor man ihn den Flammen überlieferte, erst erdrosselt.²⁾ Den Niedergang des portugiesischen Handels in Indien hat freimütig der Vizekönig João Saldanha da Gama in einem drastischen Berichte vom 19. Dezember 1729 dem Schauder zugeschrieben, den alle Kaufleute, einheimische und maurische, vor der Inquisition verspürten. Der Bericht schliesst mit den Worten: „Ich weiss nicht, laut welches Gesetzes die Inquisition das Recht zu besitzen vorgiebt, Menschen vor ihr Tribunal zu ziehen, die niemals der katholischen Kirche angehörten; aber was ich sehe, ist, dass wegen der masslosen Zahl von Gefangenen dieser Art die ganze Nordprovinz (Bardez) entvölkert, die treffliche Faktorei Tanna verloren und eine ihr ähnliche in Bombay gebildet ist, aus der die Engländer Seiden- und Wollenstoffe entnehmen, um sie in Portugal einzuführen.“

Im Jahre 1775 hob Pombal die Inquisition in Portugal auf; nach seinem Sturze setzte die Königin-Witwe die Wiedererrichtung des Santo Officio durch; mehrere neue Bedingungen wurden demselben auferlegt, von denen zwei die wichtigsten sind: einmal sollte eine grössere Anzahl von Zeugen vorgeladen und dann jedes Auto da Fé nicht mehr öffentlich, sondern innerhalb des Inquisitionsgebäudes ab-

¹⁾ 4, 290.

²⁾ Erwähnt sei hier Marryats vielgelesener, teilweise in Goa spielender Roman: *The Phantom Ship*.

gehalten werden. Diese Neuerung ward indes nicht als eine Milderung anerkannt; denn „Nunc sigillum non revelat Inquisitio, jetzt löst die Inquisition nicht ihr Siegel“, sagte 1808 ein Inquisitor zu Klaudius Buchanan. Früher, meinte man, hatten Freunde und Verwandte dieser Unglücklichen, die in ihre Kerker geworfen wurden, die traurige Genugthuung, sie noch einmal wiederzusehen, wenn sie, zum Feuer tod verurteilt, in öffentlicher Prozession zum Auto da Fé zogen; jetzt hatten sie jahrelang kein Mittel, zu erfahren, ob die Gefangenen noch am Leben waren. Im Jahre 1814 verfügte König João VI. die gänzliche Aufhebung der Inquisition in Goa und liess ihre sämtlichen Akten und Dokumente den Flammen übergeben. Wohl hat das Glaubensgericht in den katholischen Ländern, in denen es uneingeschränkt wirkte, die Einheit des Glaubens gerettet, und die Kirche vor inneren Erschütterungen und Spaltungen bewahrt, Spanien und Portugal haben dafür jedoch überaus hohe Preise zahlen müssen. Wie viele Autos da Fé in Goa abgehalten worden sind, lässt sich heute nicht mehr aktenmässig feststellen; eine Geschichte der portugiesischen Inquisition, die 1845 zu Lissabon erschien, giebt für die Zeit von 1600 bis 1773 die Zahl 70 an, schweigt sich aber über die Zahl der Verurteilten aus.

Der drei Stockwerke umfassende, an der Façade mit drei Pforten versehene Inquisitionspalast, einst der Sitz des Sebijos, lag in der Nähe der Kathedrale und stiess an die Rua Direita. Das schlossartige Gebäude verfügte über grossartige Raumverhältnisse und enthielt eine unabsehbare Menge von Zimmern, Zellen und Verliessen. In dem für die Verhöre bestimmten Saale, der Mesa do Santo Officio, der mit Fenstervorhängen von grünem Taffet ausgestattet war, stand, an die Gobelintapete gelehnt, das gefürchtete Kruzifix, dessen Balkenende fast die Decke berührte und dem das Volk Kraft gegen Hexen und böse Geister zuschrieb. Wurde ein Angeklagter in diesen Saal geführt und vor das heilige Erinnerungszeichen an Christi Tod gestellt, so erschauerte er von Kopf bis zu Füßen und sank, unfähig, längere Zeit den Blick auf das Kreuz geheftet zu

halten, ohnmächtig zu Boden. Wir übergehen die Praxis der Inquisition von Goa und verweisen den Leser auf das Werk des obengenannten französischen Arztes Dellon, der zwei Jahre in ihren Kerkern schmachten musste, und dessen Angaben, wie Dr. Klaudius Buchanan, der sich 1808 in Goa aufhielt, von einem der Inquisitoren vernahm, als im ganzen richtig anerkannt wurden. Der Inquisitor, sagt er, gab zu, dass Dellons Schilderungen von den Kerkern, der Tortur, dem Prozessgange und den Autos da Fé ziemlich der Wahrheit entsprächen. Buchanan durfte, von einem der Inquisitoren begleitet, das Haus betreten, sah, von Bewegung ergriffen, die grosse Halle, in der die Gefangenen aufgestellt wurden, bevor man sie zum Auto da Fé führte, durfte aber nicht die Kerker, nicht die Folterkammer besichtigen. Nach der Aufhebung der Inquisition wurde ihr grosses Haus geschlossen und verlassen und 1820 begann man es abzutragen. Der Abbé Cottineau de Kloguen, welcher 1827 in Goa Forschungen anstellte, bewunderte noch die Grossartigkeit des Palastes in seinen Trümmern. „Seine Front, erzählte er, besass ehemals drei stattliche Stockwerke, in die ein breites Treppenhaus führte; jetzt ist nur noch das Erd- und Mittelgeschoss davon vorhanden; die Breite beträgt 70 Fuss, die Länge kann nicht mehr genau ermittelt werden, da Mauern, die eine Fläche von mehreren Morgen umfassen, es einschliessen. Heutzutage gewährt der Palast den Anblick vollständigen Verfalls; Thüren und Fensterkreuze sind weggebrochen, Stauden, Gestrüpp und Dornen erschweren den Eingang, und die inneren Räume müssen wimmeln von Schlangen und Kröten.“ 1859 wurden die letzten Reste des Gebäudes niedergerissen; beim Einebnen des Bodens stiessen die Arbeiter auf einen unterirdischen Gang und in diesem auf menschliche Gebeine unter einer Bleidecke. Noch heute zeigt man die Stätte, wo die Inquisition gewirkt hat — ein Gegenstand des Entsetzens für die umwohnenden Hindu; sie zittern, erzählt man, wenn sie den Namen des Santo Officio vernehmen und wagen nicht einmal, mit dem Finger hinzudeuten.

Eine gemeinnützige, wohlthätige Einrichtung, deren Ruhm

durch ganz Indien ging, deren viele Reisende, wie Vincent Le Blanc, Linschoten, Pyrad, Mandelsloe mit warmen Preise ausführlich gedenken, befand sich in einem stattlichen Gebäude, das in der Front das königliche Wappen und darunter die Inschrift führte: Hospital Real. Das königliche Hospital, eine Schöpfung Affonso Albuquerque, mit freigebiger Huld von den meisten Herrschern Portugals gefördert, mehrmals umgebaut und gegen Ende des 16. Jahrhunderts vollendet, stand anfangs unter der Verwaltung einer frommen Gemeinschaft, der Santa Casa de la Misericordia, dann viele Jahrzehnte hindurch unter den Jesuiten; es erfreute sich eines jährlichen Zuschusses von etwa 20 000 Mk. aus Staatsmitteln, einer ausreichenden Summe in anbetracht der niedrigen Lebensmittelpreise und der geringfügigen Beamtengehälter. Das Haus enthielt viele Hallen, Zimmer und Gallerien, die mit Bibelsprüchen verziert waren, ferner geräumige Höfe und Gärten, in denen die Genesenden abends nach der Schwüle des Tages zum Genuss der frischen Luft auf- und niederwanderten, und wohlversehene Vorratskammern. Mandelsloe bewunderte namentlich den vorzüglichen Betrieb der Küche und die reichhaltige Apotheke. Eine anschauliche Schilderung der inneren Verwaltung ist uns im Archivo Portuguez¹⁾ aufbewahrt worden. Darnach führte der Anstaltsleiter oder Mordomo die Geschäfte, gewöhnlich ein praktisch bewährter, erfahrener Jesuit, mit souveräner Gewalt; alle Kräfte, die im Hause wirkten, unterstanden seiner Kontrolle, gehorchten seiner Anordnung; die höheren Beamten waren Portugiesen, die unteren wählte er aus der gewöhnlichen Masse des Volkes, zu den niedrigsten Diensten verwandte er Sklaven. Frühmorgens fünf Uhr lud die Glocke das Dienstpersonal zur Messe ein; nach Schluss derselben erschienen die Ärzte und Wundärzte, auserlesene heilkundige Männer, die auch den Vizekönig und die vornehmen Häuser in ihrer Klientel hatten. Darauf überwies der Mordomo jedem das Feld seiner Thätigkeit und überwachte die sorgsame Beobachtung der ärztlichen Weisungen.

¹⁾ Fascic. III. Urkunde 838.

Um 7 Uhr erhielt jeder Patient einen leicht verdaulichen Imbiss, um 10 Uhr eine reichliche Mahlzeit, die auf Geschirren von Silber und Porzellan ihm aufgetragen wurde, bestehend aus Geflügel, Fleisch, Brot, Reis und süsßer Speise; und zu den Tafelgenüssen durfte er auch seine Freunde einladen; dem Mahle folgte die Siesta; 4 Uhr nachmittags machten die Ärzte ihren zweiten Rundgang und 7 Uhr fand die letzte Speisung genau nach Vorschrift des Arztes statt. Nach Tisch stellte man die Frage an die Kranken, ob allen Wünschen Gehör geschenkt sei, und um 8 Uhr zog sich alles zur Nachtruhe zurück. Die Ausstattung jedes Bettes mit bequemer Matratze, mit Kissen, Überzügen und Decken verdiente alles Lob. Die Kranken erhielten geistlichen Beistand; oft erschienen auch der Vizekönig, der Erzbischof und andere hohe Würdenträger und spendeten tröstend Geldgeschenke; abgehende Genesene wurden neu gekleidet. Sterbende brachte man in einen besonderen Raum, damit der Anblick des Todeskampfes Mitkranken erspart bliebe; sie thaten unter den Gebeten des Geistlichen ihren letzten Atemzug und bekamen nach dem Hinscheiden die Ehrung einer angemessenen Beerdigungsfeier, auch wenn sie kein Geld hinterlassen hatten. Das königliche Hospital konnte 3000 Kranke aufnehmen, und diese Ziffer wurde öfter erreicht, wenn Schiffe aus Europa einliefen. Der jährliche Abgang an Toten, namentlich Europäern, hat manchmal 500 betragen. Den besten Eindruck machte die ungemeine Sauberkeit der Anstalt; jedes Zimmer wurde zweimal gefegt und ausgeräuchert, die Wäsche zweimal gewechselt; die Diener mussten stets in freundlicher Weise mit den Kranken verkehren und in reinlichem Anzuge vor ihnen erscheinen.

Mit dem Niedergange der Stadt erblasste auch der Ruhm des Hospitals; Tavernier, der es gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts besichtigte, fielen zahlreiche Mängel auf; er sagt, die dort untergebrachten Kranken verliessen das Haus nur, um es mit dem Grabe zu vertauschen und schreibt die herrschenden Misszustände unter anderem dem eigentümlichen Heilverfahren zu; Kranke würden dreissig bis

vierzig mal zur Ader gelassen, während der folgenden 12 Tage nach diesem Eingriff müssigen sie dreimal täglich ein ekelhaftes Getränk, Urin von Kühen, herunterschlucken; Genesende bekämen allzu dürftige Nahrung: Fleischbrühe und Reis; Fleisch und Butter seien als schädlich verpönt; die Beamten seien ein freches Habichtgezücht, leisteten erst nach erheblichen Zahlungen den Kranken Hülfe und lieferten, ein ärztliches Verbot vorschützend, ihnen nicht einmal einen Trank frischen Wassers. Diese Angaben werden von Dr. Fryer bestätigt.

Allmählich begann das stattliche Gebäude zu verfallen; das Hospital wurde nach Panelim, einer Vorstadt Goas, in den ehemaligen Palast der Vizekönige verlegt, die mittlerweile ihren Sitz in Panjim aufgeschlagen hatten, folgte ihnen 1842 auch dahin und heisst seitdem Hospital Militar. Nur öde Trümmer bedecken heute die wüste Stätte in Goa, auf der es in glücklicheren Tagen eine segensreiche Wirksamkeit zum Wohle der leidenden Menschheit ausgeübt hatte.

VII.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts beginnen die Keime des Verfalls der portugiesischen Machtstellung in Indien sich zu zeigen, obwohl ihr äusserer Umfang, dank der kräftigen Verwaltung einzelner hervorragender Vizekönige, noch unerschüttert dastand. Zunächst hatte die schrankenlose Willkür, mit der die Portugiesen indische Fürsten, Land und Volk behandelten, die schamlosen Erpressungen, denen sie die Eingeborenen unterwarfen, die Verheerungen, durch welche sie blühende Gegenden in Wüsten verwandelten, einen grenzenlosen Hass erzeugt. Besonders bitter empfanden die Landleute, die ihre Nahrung nur aus Reis und Palmen ziehen, die Zerstörung ihrer Palm-

bäume; João de Castro pflegte zu sagen, wenn er einen Palmbaum fällen sah, das sei so viel wert, als ob man einen Indier töte. Überhaupt lesen wir in Barros und Couto unglaubliche Schilderungen über die entsetzlichen Grausamkeiten einer bluttriefenden Kriegführung. So erhielt Domingos de Mesquita, ein Fidalgo, 1564 von dem Vizekönige Coutinho den Auftrag, mit drei Kriegsschiffen Repressalien wegen Seeräubereien Einheimischer zu ergreifen; er segelte auf die Höhe von Carapatão, um maurischen Kauffahrern aufzulauern und bereitete allen, die vor seiner Übermacht die Segel streichen mussten, ein unbarmherziges Los; er liess sämtliche Leute, die vornehmen Mauren zuerst, auf sein Schiff herüberschaffen, sie einzeln vorführen und abthun, ihre Leichen ins Meer werfen, ihre Fahrzeuge ausleeren und versenken. Diese Schlächtereien dauerten sechs Wochen; 2000 Mauren und mehr als 20 Schiffe fanden den Untergang. Als die Einzelheiten dieser Greuelthaten auf Malabar bekannt wurde, hallte die ganze Küste wider von dem Jammergeschrei der betroffenen Familien. Mesquita aber ging nicht nur straflos aus, sondern empfing für seine Blutarbeit noch Ehren und Belohnungen. Die glänzendsten Kriegsthaten konnten die Schmach solcher häufig wiederkehrenden Handlungen, den Schaden, den sie Portugal in der öffentlichen Meinung zufügten, nicht austilgen. Diese harte Aussaugungspolitik verfiel allmählich nicht mehr; die unaufhörlichen Rüstungen und Feldzüge erschöpften Portugals Geldvorräte; die Seebente, die Erträge von Plünderungen brachten nur noch mässigen Gewinn; immer regelmässiger verlauten Klagen über Geldmangel, so dass schon zur Zeit des unglücklichen Königs Sebastião die Einkünfte der Kolonie nicht mehr zur Deckung der Ausgaben hinreichten und die Kolonie vielmehr Hülfe und Beistand verlangte.

Die schweren Übel, an denen das sittliche Leben der Kolonie krankte, fanden allmählich ihren ansteckenden Weg in sämtliche Zweige der Verwaltung, in die Rechtsverfolgung und den Rechtsschutz, in die Disziplin des Heeres. Früher war es das Verdienst gewesen, das dem Talente den Weg bahnte; allmählich entschied die Vetternschaft, der Klüngel;

Familienverbindungen verschafften einträgliche Ämter Verwandten, die keine Geschäftserfahrung, keine Kenntniss der Verhältnisse Indiens aus der Heimat mitbrachten. Im Ämterverkauf erblickte die Regierung teilweise ein bequemes Mittel, die leeren Kassen zu füllen und drückte nachsichtig die Augen zu, wenn Beamte durch Unterschleif und Veruntreuung ihre Auslagen wieder einzubringen suchten. Jedes höhere Amt wurde auf diese Weise meist auf Jahre voraus vergeben, und kein Staatsdiener, mochte er sich noch so eingearbeitet haben, mehr als drei oder vier Jahre in seiner Stelle belassen. Die Fähigkeit, das eigne unmittelbare Interesse dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, erlosch. Milburn sagt in seinem Werke über den Orienthandel (1813): Einige Vizekönige kehrten nach Lissabon zurück mit 300 000 Pfund St., einige Gouverneure und Generäle mit 100 000 Pf., subalterne Beamte mit 20—50 000 Pf.¹⁾ Auch dem Heere kam der alte Heldensinn bei der Verquickung von Amt und Handelsbetrieb abhanden; Gewinnsucht lockte fortan die meisten nach Indien. Umstrickt von den verführerischen Reizen des eroberten Landes, wo er seine Landsleute in Prunk und Wohlleben erblickte, wurde der neu herüberkommende Soldat, der seine Vorgesetzten ihr kurzlebiges Amt nicht als verantwortungsreiche Pflicht, sondern als Mittel zu ergiebigem Gewinn betrachten sah, in denselben Strudel der Genusssucht hineingezogen; er lernte gemeine Gesinnung und schlechte Grundsätze und wurde beim Spähen nach Erwerb eine Geißel der Einheimischen, wobei das kriegerische Ehrgefühl vollends in die Brüche ging. Andere betrieben neben unwürdiger Bettelei die Jagd

¹⁾ Bezeichnend heisst es in den Monumenta Xaveriana S. 37: En toda Europa no ay ningun rey, que pueda dar tan grandes premios y mercedes á los que le sirven como da el rey de Portugal porque sin dar ninguna cosa de su hazienda, dando un viage de un año, ó tres de capitania en las fortalezas de tierra, sacan los capitanes dellas 20, 30, 40, 50 y 80 mil ducados de ganancia; y tiene otros diversos officios que se dan comunmente á los soldados, de muy grande provecho, con los quales, conforme á los merecimientos y qualidades de cada uno, remunera á los que le sirven en la guerra.

nach Stellen, bis auch hier der Wettbewerb recht schwierig wurde, da das Mutterland massenhaft versorgungsbedürftige Fidalgos nach Goa sandte, die alle vom Vizekönig Ämter begehrten. Das ging schliesslich so weit, dass es im Jahre 1730 in Goa nicht weniger als 63 Marinekapitäne und 52 Kapitänleutnants gab, die Gehalt bezogen oder auf eine Anstellung warteten, während die Kriegsflotte höchstens 14 Schiffe, grosse und kleine, alle eingerechnet, zählte. Trotz der grossen Summen, welche die portugiesische Regierung für die Instandhaltung der Festungen einstellte, verfielen die Wälle und verödeten die Werften; die Besatzungen, die unregelmässig ihren Sold empfangen, verliefen sich, zogen plündernd im Lande herum, um sich schadlos zu halten, oder boten gar dem Feinde ihre Dienste an.

In dieser Verfassung trafen furchtbare Schläge sowohl das Mutterland als auch die Kolonie. Im Jahre 1578 verlor Sebastião, der letzte König aus burgundischem Geschlecht, auf seinem Feldzuge gegen die Mauren Nordafrikas in der unglücklichen Schlacht bei Alcacer sein Leben, und in dem Streite um den erledigten Thron gelang es Philipp II. von Spanien, sich Portugals zu bemächtigen. Zwar hat die Veränderung der Dynastie an dem Staatsrecht Portugals und seiner Kolonien nichts geändert; zwischen den beiden Königreichen auf der pyrenäischen Halbinsel sollte nur das Verhältnis einer Personalunion eintreten; Portugal sollte seine Gesetze, seine auswärtigen Besitzungen für sich behalten, hier wie dort nur Landeskinder Ämter bekleiden. Aber diese Abmachungen sind von Spanien nicht gehalten worden; bald fühlte sich Portugal in seiner Nationalität, in dem Stammesgefühl seiner Besonderheit tief verletzt und sah mit Schrecken, dass das mächtige Nachbarreich es zu verschlingen drohte; es wurde der spanischen Weltpolitik dienstbar gemacht, musste seine Flotten, seine Heere, seine Kriegsvorräte und Geschütze, seine Staatseinnahmen ausliefern und erwünschte bald die aufgedrungene Herrschaft. Damals lag Philipp II., der Vorkämpfer des Katholizismus, in erbittertem Kampfe gegen die beiden aufstrebenden protestantischen Seemächte England und Holland,

der den ganzen Erdball in seinen Bereich zog. Wo nur auf den Meeren die spanische und portugiesische Flagge wehte, dahin machten sich niederländische und englische Geschwader auf den Weg, bald als unerschrockene Eroberer, bald als beutelustige Korsaren. Seit der Vernichtung der „unbesieglichen Armada“ Philipps II. 1588 fühlten sich die holländischen und englischen Seeleute der bisherigen Übermacht der Spanier und Portugiesen überlegen. Um die Holländer tödlich zu treffen, schloss Philipp ihre Handelsschiffe von dem Hafen und dem Markte in Lissabon aus und verbot den Zwischenhandel mit dem spanischen Reiche. Das war aber ein Sporn für diese, nunmehr selbst nach Indien zu fahren; Kaufleute, die das Getriebe des Grosshandels früher selbst in Lissabon kennen gelernt hatten, wie der Diamantschleifer Koning in Goa, der Gewürzhändler Ashuizen zu Malakka, besonders der obengenannte Linschoten wurden ihre Lehrmeister. Seitdem die Holländer und Engländer in den fernen Gebieten Indiens die Feindseligkeiten eröffnet hatten, wandte das Glück den Portugiesen vollends den Rücken. Die Verbündeten, die ihnen dort bisher Heeresfolge geleistet hatten, fielen ab, und die Tributärfürsten begrüßten die Fremden als Befreier. Die rüstigen, unermüdlichen Gegner entrissen ihnen die Molukken, die Sundainseln und Malakka, den Schlüssel zum indischen Archipel, und mit Hülfe der Engländer erstürmte der Shah von Persien 1622 Ormuz, den Stapelplatz aller Reichtümer des Morgenlandes und der Waren Europas, die berühmte Insel im Eingange aus dem arabischen Meer in den persischen Meerbusen, die ruhmvolle Eroberung Albuquerque's. Mit Recht hat man gesagt, dass der Verlust dieses Platzes und seiner Vorteile ein Markstein des Verfalles der portugiesischen Kolonialherrlichkeit gewesen ist. Schon seit 1595 erschienen holländische Geschwader an der malabarischen Küste und trugen die Stürme des Krieges in die Stammsitze der portugiesischen Pflanzungen; 1603 und 1639 schlossen sie Goa von der Seeseite ein, lähmten die Ein- und Ausfuhr und verhängten viel Schlimmes über die Stadt, die noch dazu die Wut verheerender Seuchen zu bestehen

hatte. In den 17 Jahren, in denen Philipp II. auch die Krone Portugals trug, traf den indischen Handel Schlag auf Schlag. Von den 96 Galeonen, die von 1580—1597 nach Indien fuhren, landeten nur 8, die übrigen litten Schiffbruch oder versanken mit Mann und Maus oder fielen Korsaren in die Hände — ein Verlust, der auf 600 Millionen Reis geschätzt wurde und den Sturz vieler Geschäftshäuser herbeiführte. Schmerzlich wurde dabei die seemännische Überlegenheit der Holländer und Briten, die Seetüchtigkeit ihrer Schiffe empfunden. Waren die Fahrzeuge aus Lissabon schlecht gebaut und notdürftig ausgestattet, schwerfällig in ihrer Bewegung, bemannt mit zusammengelaufenen Abenteurern und Sträflingen, so sandten die Handelsgesellschaften der Feinde widerstandstähige, sorgfältig bewaffnete Schnellsegler, geübte Matrosen und kundige Kapitäne aus und gewannen unermessliche Beute. Die schwer beladenen Galeonen der Portugiesen erregten mächtig die Habsucht, und der Gedanke an ungezähltes Prisengeld entfesselte die verwegenste Thatkraft und die Lust an der Gefahr; mehr als 500 000 Cruzados warf allein an Perlen die 1601 in den Gewässern von St. Helena aufgebrauchte Santhiago ab; die Einkünfte aus den geplünderten portugiesischen Schiffen schätzte man um diese Zeit in Amsterdam auf Millionen von Contos. „Unsere Kraft, ruft Rebello da Silva aus, beruhte auf den hölzernen Mauern unserer Galeeren; als diese zerstört oder geschwächt war, löste sich Stück für Stück die alte Rüstung unseres Handelsmonopols, und der Koloss, aus den Fugen gebracht und an vielen Seiten zugleich verwundet, sank zu Boden infolge der Verstümmelung seiner Glieder.“ Grossartig muss überhaupt der Gewinn gewesen sein, der den Unternehmern solcher Beutezüge zur See zufloss. Ein englisches Schiff, das 1611 nach fünfjähriger Abwesenheit zurückkehrte, erzielte einen Reingewinn von 218 %; eine andere Fahrt englischer Schiffe um dieselbe Zeit nach einer Abwesenheit von 20 Monaten sogar 340 %, während die holländische ostindische Kompagnie unter die Aktionäre 1606 75 % und 1607 40 % ihrer Einlagen verteilte. Die Regierung in Madrid, abgezogen durch tausend andere

Sorgen, that nichts gegen diese Auflösung des Kolonialreiches und schritt nicht einmal trotz des steigenden Wechselkurses auf portugiesische Werte zur Errichtung einer Börse. Mit dem Verluste von Malakka (1641) und von Ceylon (1658) war das Schicksal der portugiesischen Herrschaft in Indien entschieden.

Bis zum Jahre 1640 hat das kleine Portugal unter spanischer Herrschaft geschmachtet; als die Nation sich losriss und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit unter Führung des Hauses Braganza 1668 durchsetzte, war der Glanz ihrer Machtstellung in Indien für alle Zeiten erloschen; sie hatte zunächst ihre letzte Kraft eingesetzt, um ihre Selbständigkeit gegen Spanien zu behaupten, und als diese errungen war, fand sie die meisten ihrer schönen Niederlassungen im Besitze überlegener, streitbarer Völker, nur Goa, Daman und Diu war ihr in Indien geblieben.

VIII.

Trotz dieses tiefen Niederganges der portugiesischen Macht erweckte Goa im 17. und 18. Jahrh. das hohe Interesse von Besuchern. Noch lebte dort eine zahlreiche Fremdenkolonie, noch entfaltete die Rua Direita den Glanz früherer Zeiten, noch belebten sich die Sklavenmärkte. Baron Tavernier, der 1641 und 1648 als Juwelenhändler Indien bereiste, spricht bewundernd von den Prachtbauten der Stadt, fügt jedoch bedenklich hinzu, manche Familien, die er beim ersten Besuche in guten Verhältnissen gesehen, hätten ihren Wohlstand eingebüsst, und sogar feine Damen streckten heimlich die Hand nach Almosen aus, ohne dabei herablassend äusserlich ihrem Dünkel das Mindeste zu vergeben. Die Frauen kommen, erzählt er, in Sänften und warten an der Hausthür, während der sie begleitende Diener einen höflichen Gruss überbringt. Man schickt dann eine Geld-

spende, oder wenn man neugierig ist, überreicht ihnen selbst die Gabe; doch ist ihr Gesicht meist dichtverschleiert; sie zeigen dann den Schein eines Geistlichen vor, der sie empfiehlt und der früheren glücklicheren Lage sowie der nunmehrigen Armut der Familien Erwähnung thut.“¹⁾ Die Not wuchs, als der Stadt ein neuer Feind in den Mahratten entstand, einem zum Hindustamme gehörenden, die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnenden abgehärteten Bergvolke; 1683 erschienen sie vor der zitternden Stadt, raubend, mordend und plündernd; nach längerer Einschliessung schickten sie sich schon an einen Sturmangriff zu wagen, als sie plötzlich auf die Kunde von dem Einbruche des Grossmoguls in ihr Heimatland abzogen — eine Rettung, die man der Fürbitte des h. Franz Xaver zuschrieb. Diese Belagerung hat einen ruhmvollen Nachhall in der Geschichte Goas durch die mutige That einer Portugiesin Dona Maria gefunden; in männlicher Kleidung stellte sie sich an die Spitze einer kühnen Schar, leitete, Schrecken verbreitend, einen Ausfall und eroberte, allen voran, eine feindliche Befestigung. Zur Belohnung erhielt sie lebenslänglich den Sold eines Kapitäns. Alexander Hamilton sah sie noch 1704 in Goa. Sie war nach Indien gekommen in männlicher Tracht auf der Suche nach einem Offizier, der ihr die Ehe versprochen und sie dann verlassen hatte. Sie fand den Ungetreuen in Goa wieder und forderte ihn zum Zweikampf; er aber zog es vor, den Streit freundschaftlich zu schlichten und führte sie zum Altare. 1739 sind die Feinde nochmals bis vor Goas Mauern vorgedrungen, dann aber beim Herannahen eines Entsatzheeres der Entscheidung durch eine Feldschlacht ausgewichen. Die Erschöpfung Goas nahm einen um so grösseren Umfang an, als das öftere Auftreten epidemischer Krankheiten reicheren Familien den Aufenthalt in einem so belebten und dadurch gefährlichen Seeplatze verleidete und sie bewog, gesündere

¹⁾ Ainsi l'on entre, fährt Tavernier bezeichnend fort, le plus souvent en discours avec la belle et par honneur on la prie d'entrer pour faire collation qui dure quelquefois jusqu'au lendemain. — P. della Valle erwähnt Ähnliches im dritten Briefe; ebenso Thevenot.

Wohnsitze aufzusuchen. Die Epidemien waren die natürliche Folge einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer sträflichen Vernachlässigung der notwendigen Reinlichkeit in den Strassen; durch das Sinken des Grundwassers kam der mit menschlichen und tierischen Schmutzstoffen getränkte Boden über das Niveau des Grundwassers zu liegen und so mussten schädliche Gärungs- und Fäulnisprozesse in ihm auftreten, die Miasmen erzeugten und bei dem engen Zusammenleben verheerend wirkten. Öfter auch wurden Seuchen von Schiffen aus Bengalen eingeschleppt. Die Epidemie brach 1635 zum zweiten Male mit nie gesehener Heftigkeit aus. Bei seiner Mittellosigkeit konnte damals der Vizekönig keine energischen Massregeln zur Bekämpfung der Seuche ergreifen und begnügte sich damit, die Hülfe des Himmels in Bittgängen und Gebeten mit der Geistlichkeit anzurufen. So schrumpfte die Bevölkerung im Laufe der Zeit mehr und mehr zusammen und bestand in der Mehrzahl aus Geistlichen, Mönchen und Beamten, während die zurückbleibenden Bürger in Dürftigkeit versanken und zur Befriedigung dringender Bedürfnisse sich entschliessen mussten, sogar Teile ihres Hausgeräts zu veräussern. Allmählich boten die herrlichen Privathäuser, die ehemals eine Zierde der Stadt gewesen und von ihrer Pracht gezeugt, ein trümmerhaftes Aussehen; den Eigentümern fehlten die Mittel zur Instandhaltung. Viele Strassen, wo früher Haus an Haus reihte, und ein reges Leben pulsierte, verödeten und erzählten stumm von der um sich greifenden Not. Della Valle, der um diese Zeit in Goa weilte, entwirft folgendes Bild: „Die Stadt zählt viele Einwohner, aber der grösste Teil sind Sklaven, ein schwarzes, wüstes Geschlecht, die nackt oder dürftig gekleidet einhergehen, mehr ein Schandfleck als eine Zierde. Portugiesen giebt es nicht viele; früher brachten sie es gewöhnlich zu Reichtum, seit kurzem aber erlitten sie schwere Verluste, weil Holländer und Briten die hiesige See beunruhigen, bürsten ihren Wohlstand ein und sind eher arm zu nennen. Nichtsdestoweniger leben sie äusserlich in Pracht und Herrlichkeit und setzen prunkend alles, was sie haben, gern bewundernden

Blicken aus; in verschwiegener Häuslichkeit sind sie vielen Entbehrungen preisgegeben; ja sie führen ein ganz armseliges Dasein; abends in der Dunkelheit gehen sie aus und bitten um Almosen, da sie ehrliche Arbeit für unvereinbar mit ihrer eingebildeten Würde halten — ein Auftreten, das in andern Ländern für gemein und schimpflich gilt. Alle Portugiesen verstehen sich auf das Waffenhandwerk, sie tragen seidene Kleider und ein Schwert an der Seite, und diese Sitte findet sogar Nachahmung bei Handwerkern und geringem Volk; nur Priester, Anwälte und Ärzte gehen ohne Waffen; alle sind von grossem Stolze durchdrungen; das blossе Bewusstsein, Portugiese zu sein, genügt, um sich Königen gleich zu schätzen.“

Infolge der ungünstigen Verhältnisse, die von Jahr zu Jahr sich drohender gestalteten, fasste Graf Alvar, Vizekönig von 1681—1686, den Plan, die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen und den Sitz der Regierung nach Mormugão, einem festen Platze am Meere, im Süden des Hafenbeckens, zu verlegen; in einer Versammlung von Notabeln wies er hin auf die ausgedehnten Befestigungswerke von Goa, zu deren Behauptung es einer starken Besatzung bedürfe, und auf die hygienischen Schwächen des Platzes; die Bürger konnten nicht umhin, die Triftigkeit seiner Gründe anzuerkennen, erklärten jedoch den Plan, eine neue Stadt nach grossem Massstabe zu gründen, im Hinblick auf die Not des Staatsschatzes und die Verarmung der Einwohner für unausführbar. So musste Graf Alvar nach Ablauf seiner Amtsperiode das Werk seinen Nachfolgern überlassen. Diese hatten es mit der Verlegung ihres Sitzes nicht gar eilig, obgleich Graf Alvar als Vorsitzender des Kolonialministeriums in Lissabon nachhaltig dafür eintrat; einige grössere Bauten wurden in Mormugão begonnen, aber nach Alvars Tode liess man die Sache fallen, nachdem sie 25 000 Pfund St. verschlungen hatte.

Diese Ereignisse beschleunigten den weiteren Verfall Goas. Denn die Einwohner, welche der Mittel entbehrten, ihre Häuser vor Zusammenbruch zu schützen, wurden noch gleichgültiger gegen die anhebende Trümmerstätte, als sie

von der geplanten Verlegung des Regierungssitzes vernahmen; vielmehr sahen sie in dem Ruin der Häuser einen Weg, durch Verkauf der Bausteine nach Mormugão ihre Lage zu erleichtern. Daher benutzten sie ihre Gebäude als bequeme Steinbrüche, weil die Nachfrage nach handlichem Material immer grösser wurde. Als darauf von Lissabon der Befehl eintraf, niemand dürfe sein Haus niederreißen und die Steine verkaufen, wenn er sich nicht verpflichte, ein neues dafür in Mormugão zu errichten, umging man das Verbot dadurch, dass man in der Regenzeit die Dächer in schadhafte Zustand brachte und der Natur das Zerstörungswerk überliess. So wird das Bild, das Reisende entwerfen, immer trostloser; an der Neige des 17. Jahrh. war die Einwohnerzahl auf 20 000 gesunken; der Handel lag meist in den Händen der Hindu und Muhamedaner, die getrennt von den Portugiesen wohnten und nur schwierig von diesen Zahlung für gekaufte Waren erlangen konnten. Während so die Auflösung der Stadt ihren traurigen Fortgang nahm, hoben sich in glänzendem Kontraste zu diesem Elende, unangetastet vom Zahn der Zeit, Kirchen und Klöster ab, deren Hamilton von der Höhe eines Hügels 80 zählte.

IX.

Endlich im Jahre 1759, als ein feierlicher Friedensschluss mit den Mahratten den fortwährenden Feindseligkeiten dieses streitbaren Volkes ein Ziel setzte, wurde das Schicksal Goas besiegelt. Die einst so reiche Stadt lastete jetzt wie eine schwere Bürde auf der portugiesischen Regierung; ihre Verteidigung erforderte die Unterhaltung eines Heeres von 2000 europäischen Soldaten aus den Mitteln des Mutterlandes; aus den Zöllen konnte dieselbe nicht bestritten werden, da der Handel, der hauptsächlich in den

Händen der Jesuiten lag, nur unerheblichen Umschlag hatte und viele Gemeinschaften gar keine Eingangsgebühren entrichteten. Die Soldaten wurden jämmerlich besoldet und armselig ernährt; ihre Kapitäne erhielten monatlich je 12 M. und lebten von Reis und Fisch. Über diese Zeit des Verfalls haben wir einen anschaulichen Bericht von dem Holländer Jakob Canter Visscher¹⁾ in seinen „Briefen aus Malabar“; die höheren Klassen, sagt er, haben sich in die Umgegend zurückgezogen, weil das Klima von Goa der Gesundheit wenig zusagt. Die Ufer des Mandoviflusses und seine kleinen Inseln waren mit blühenden Meierhöfen, Pflanzungen und Obstgärten bestanden, von deren Erträgen die Fidalgos lebten; halten sie es ja für ein Unglück, sich einem bürgerlichen Erwerbszweige zuzuwenden. Die Portugiesen entbehrten jeder Geschäftskennntnis, hielten aber grosse Stücke auf feine Titel. Ihre Unterhaltungen bewegten sich nur um hohe Ämter und militärische Kommandos. Eine Stelle, die ein kleiner Handelsmann ausfüllt, braucht bei ihnen einen General. Jedes ihrer Kriegsschiffe besass einen Befehlshaber höchsten Ranges; um ihn kreiste wie um die Sonne die Gestirne, eine Schar von Kapitänen, Leutnants und Fahnenjunkern; ihr Einkommen stand jedoch in keinem Verhältnis zu ihren hohen Titeln; die Soldbezüge eines Kapitäns waren geringer als bei uns die eines Sergeanten. Dennoch liebten sie es öffentlich, einen aufsehenerregenden Prunk zur Schau zu tragen. Nicht zufrieden mit dem einen landesüblichen Schirme, den sie über ihr Haupt halten liessen, liess der Inhaber eines hohen Ranges zwei oder drei Diener aufziehen, mit Schirmen, die mit herabhängenden Troddeln und silbernen Stiften versehen sein mussten. Die Träger derselben waren Kaffern oder Neger in Röcken von schreienden Farben, dazu gesellten sich andere Kaffern mit langen Schwertern, die ihren Herren die Dienste von Bravis thaten.“

Einmal auf abschüssiger Bahn traf Goa im Jahre 1759

¹⁾ Letters from Malabar, by J. Canter Visscher, translated from the original Dutch by Major Heber Drury. Madras 1862.

ein schwerer Schlag. Der Vizekönig verlegte seine Residenz von der Vorstadt Panelim nach Panjim am rechten Ufer des unweit davon mündenden Mandovi — damals noch ein schmutziges Fischerdörfchen — und seinem Vorgange folgten die Staatsbeamten. So ist Panjim die Hauptstadt von Portugiesisch-Indien geworden und heisst als Nachfolgerin von Goa auch Neugoa — Nova Goa. In demselben Jahre verfügte der Minister Pombal auch die Austreibung der Jesuiten aus Goa und ihren übrigen Niederlassungen im portugiesischen Ostindien und versetzte dadurch der Handelsbilanz des Platzes einen fühlbaren Stoss. Dieser Staatsmann hat es dann auch zum letzten Male versucht, das alte, gefeierte Goa aus seinen Trümmern wieder zu neuer Grösse erstehen zu lassen. Aber ebensowenig, wie auf den Befehl des Paschas von Damaskus, sagt ein Reisender, Palmyra sich wieder aus den Ruinen erheben könnte, erweckte Pombals Ruf Goa wieder zum Leben. Unter den zwangsweise zu Frohndiensten auf Goas verwilderten Strassen aufgebötenen Arbeitern aus der Landbevölkerung brach eine bösartige Seuche aus und griff vernichtend um sich. Nichtsdestoweniger bestand die Regierung in Lissabon auf energischer Ausführung ihrer Anordnung und forderte die Fidalgos auf, in der alten Metropole ihren Wohnsitz zu nehmen, unter Androhung, die Adelsvorrechte den Ungehorsamen zu nehmen. Dazu ist es allerdings nicht gekommen; die Regierung überzeigte sich von der Schwierigkeit einer Neugründung Goas und gab ihre kostspieligen Pläne auf; 1775 war die Bevölkerung der Stadt auf 1600 Seelen gesunken, von denen 1198 dem christlichen Bekenntnis angehörten. In den Jahren 1785—1788 weilte als junger Offizier Manuel Barbosa du Bacage, Portugals grösster lyrischer Dichter, in Goa, wie zwei Jahrhunderte vorher Camões; als er das Oberhaupt der Kolonie Camara durch eine Satire auf dessen Geliebte verletzte, musste auch er wie Camões 1788 sich nach Macao begeben. Seine Sonette auf Goa, Spiegelbilder jener Zeit, sind Ausbrüche bitterster Entrüstung und leidenschaftlichen Zornes über die verkommenen Fidalgos, die, aus Kriegern zu Krämern ge-

worden, ihr Leben in dünkeltafter Anmassung und elenden Ränken verzehrten.

Trotz der jammervollen Öde, die immer gieriger in der dem Untergange geweihten Stadt um sich griff, versäumte doch selten der Wanderer, der des Weges fuhr, im Gedränge des Reiselebens nach Goa zu wandern, um die Macht ungewöhnlicher Eindrücke und Erinnerungen auf sich wirken zu lassen und sein Inneres in lebhaftere Schwingung zu setzen; daher besitzen wir manche anziehende Schilderung über die Ruinenstadt. J. Forbes erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Orient“: Bei der Landung betrachtete ich die prachtvollen Bauten, die in Staub zerfielen; die Strassenflucht liess sich nur mühsam durch die Reste verlassener Wohnungen ausfindig machen; die einst so volkreichen öffentlichen Plätze und Märkte bildeten jetzt Schlupflöcher für Schlangen und giftiges Gewürm: die wenigen Einwohner waren Priester, Mönche, halbverhungerte Soldaten und Tagelöhner.“ Beim Beginn des 19. Jahrhunderts erregte Goa noch immer die Bewunderung von Besuchern durch seine kirchlichen Denkmäler, die den Wechsel der Zeiten glücklich überstanden hatten. Claudius Buchanan, der 1808 empfänglichen Sinnes unter den Überbleibseln einer reichen Vergangenheit umherwandelte, staunte über die Pracht der Kirchen. „Goa, ruft er aus, ist im eigentlichen Sinne des Wortes die Stadt der Tempel; die Schätze aller ihrer Provinzen scheinen auf deren Ausbau verwandt zu sein. Diese Muster altchristlicher Baukunst verraten einen Kunstgeschmack, eine Herrlichkeit, die nirgends im Osten übertroffen wird, und bilden einen schneidenden Gegensatz, zu dem düstern Elend, das sie umgibt. Dazu kommt noch eine andere packende Kehrseite; ich habe den heiligen Handlungen in den grossartigen Kirchen täglich während meines hiesigen Aufenthaltes angewohnt, aber selten ausser den Geistlichen einen Gläubigen darin gesehen. Zwei Reihen eingeborener Priester knieten in bestimmter Folge vor dem Altare, eingehüllt in rauhe, schwarze Gewänder, mit kränklichem Aussehen und nichtssagendem Gesichtsausdruck; sie versehen hier Tag für Tag die gottesdienstlichen Hand-

lungen und wissen dem Anschein nach nichts von anderen Obliegenheiten und Lebenspflichten.“ Leidenschaftlicher tönt die Klage von Texeira Pinto in seinen Denkwürdigkeiten über die portugiesischen Besitzungen in Asien aus dem J. 1823: Obwohl kein Beschluss erging, die Stadt zu zerstören, wie jener de delenda Karthagine im römischen Senat, obwohl kein Einbruch von Barbaren sie mit Vernichtung bedrohte, obwohl kein ingrimmiger Eroberer sie traf, wie Alexander einst Persepolis, obwohl kein Flutenschwall, kein Erdbeben, kein Naturereignis sie überraschte, so ist doch von der Stadt Albuquerque nichts als der Boden übrig geblieben, auf dem sie stand. Die Bevölkerung in den Vorstädten war kaum der zwanzigste Teil von dem, was sie war; die Pfarreien, die früher 12—30 000 Einwohner zählten, waren fast gänzlich verlassen.“ Resigniert sagte vier Jahre später der Abt des Augustinerklosters dem oben erwähnten Abbé Cottineau de Cloguen: „Il ne reste plus de la ville que le sacré; le profane en est entièrement banni.“

Als ob des Unheils noch nicht genug die sterbende Stadt getroffen, gab ihr 1835 der königliche Erlass, wonach alle Klöster in den portugiesischen Besitzungen aufgehoben werden sollten, den Gnadenstoss. Infolge dieser Zwangsent eignungen mussten die Mönche ihre stattlichen Gebäude, die sie in dem allgemeinen Elende zu schützen gewusst, verlassen und ihr wertvolles Eigentum der Staatskasse überweisen. Die Klöster teilten nun bald den Verfall der bürgerlichen Wohnungen oder lieferten das Baumaterial für die in Panjim, der neuen Hauptstadt, erstehenden Häuser; sie hatten den letzten Lebensfunken Goas dargestellt, jetzt sanken auch sie in den Staub. So ist kein blutiges Abendrot auf Goa niedergegangen, das einen verklärenden Schimmer auf seinen Untergang geworfen hätte, wie auf Ilios und Karthago.

Heutiges Tages ist es keine leichte Aufgabe, sich in der Wildnis der Ruinenstätte zurechtzufinden; unter dem aufgehäuften Schutt und Moder, dem dichten Gestrüpp, das von schlanken Palmen und Kokusnussbäumen durchsetzt ist,

hauset dort, wo fleissige Kaufleute fast ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt haben und wo der laute Markt des Lebens seine Wellen schlug, ekles Getier, die Kobraschlange und der Aasgeier, und in den wenigen Hütten, die dazwischen geklebt scheinen, lebt armseliges Volk. Hier und da ist auch eine geistliche Genossenschaft dem Verderben entronnen, und aus ihren Wänden vernimmt der Wanderer die Weisen frommer Gesänge, die in die herrschende Todesstille hineintönen. Einer der letzten Besucher von Bedeutung, der die denkwürtige Stätte betrat, war der damalige Prinz von Wales, der jetzige König von England Eduard VII. bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Ostindien. Die Einzelheiten seiner Fahrt sind von einem Herrn seines Gefolges William Howard Russell ausführlich geschildert worden. „Der Fluss, berichtet er, bespült die Reste einer grossen Stadt, die wie ein Arsenal von Ruinen aussieht; Paläste in Trümmern, Werftmauern in Trümmern, Kirchen in Trümmern, alles in Trümmern! Wir sahen den Sitz der Inquisition, das bischöfliche Priestergefängnis, eine prachtvolle Kathedrale, stattliche Kirchen, Kapellen, Klöster, geistliche Anstalten auf Hügeln, umgeben von Gestrüpp und überall verstreutem Baumwuchs. Wir sahen das zerbröckelnde Gemäuer, das einst die Strassenflucht und die Baulinien der Paläste markierte, die Werftanlagen voll von Unkraut und zerfallenen Krahnern. Einer unserer portugiesischen Begleiter rief aus: „Einst waren wir gross, wir geboten über weite Provinzen, jetzt seid Ihr die Herren, schaut hin und sehet, was uns geblieben ist!“ Der Prinz besichtigte bei seinem Gange durch die Reste alter Herrlichkeit noch den „Porticus der Vizekönige“, der zur Erinnerung an die Befreiung Portugals vom spanischen Joche 1656 errichtet wurde, er weilte in der Sé Primacial von Indien oder der Kathedrale und besonders in der oben erwähnten, von den Jesuiten erbauten Kirche zum Bom Jesus, dem gütigen Jesus, mit dem prachtvollen, figurenreichen Sarkophage, in dem die Gebeine des Apostels von Indien ruhen.¹⁾ Ausser

¹⁾ Aus letzter Zeit bringt Murray's Magazine (Novemberheft 1890) einen Bericht über Goa: A recent visit to Goa, by Graham Sandberg.

diesen Gebäuden stehen heute noch neun Kirchen. Neues Leben ist aus den Ruinen nicht mehr emporgeblüht; abgestorben, weil ohne den kräftigen Willen sich zu behaupten, ohne opferfreudigen Bürgersinn, ohne ideale Triebfedern, ein Opfer geistlicher und weltlicher Despotie, hatte Goa sein Dasein verwirkt. Die Portugiesenmacht in Indien, hat man wohl gesagt, war ein Baum, den man mit dem Schwerte gepflanzt und mit Blut bewässert hat und der hinwelkte, weil er keine Wurzel schlug.

Die Erbschaft der untergegangenen Stadt hat Panjim oder Neu Goa angetreten, am untern Mandovi, 5 engl. Meilen von dessen Mündung gelegen, eingebettet zwischen einem Hügel im Süden und dem Strome im Norden. Die schönste Aussicht auf das Meer, die umliegende Landschaft und die in der östlichen Ferne verschwimmenden Ghats gewährt das Signalhaus auf einem kleinen benachbarten Berge, der die Kirche Nossa Senhora de Conceição trägt. Trotz seiner günstigen Lage wird Panjim mit seiner erschöpften, politisch entarteten Bevölkerung bei den gänzlich umgestalteten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Indiens niemals auch nur annähernd ein Mittelpunkt des Verkehrs und der Bildung gleich dem alten Goa werden, dafür sorgt der Unternehmungsgeist und die Kapitalkraft der auf Malabar herrschenden angelsächsischen Rasse. Früher ein armseliges Fischerdorf, entwickelte es sich erst, als die Regierung mit dem gesamten Verwaltungsapparat hin verlegt und Panjim durch königlichen Erlass 1843 förmlich zur Hauptstadt von Portugiesisch Indien erklärt wurde. Heute ist es der Sitz des Generalgouverneurs, des Erzbischofs und der Behörden. Im Palaste des ersteren befindet sich auch der umfangreiche mit den lebensgrossen Bildnissen aller Statthalter Goas geschmückte Beratungssaal. Die Stadt, von etwa 10 000 Einw. bewohnt, macht mit ihren zweistöckigen, aus gelben Ziegelsteinen erbauten Häusern und den diese umkränzenden palmenreichen Gärten von weitem einen freundlichen Eindruck, enttäuscht aber den Besucher bei näherer Besichtigung; die schlechtgepflasterten Strassen starren von Schmutz, den frei herumlaufende

Schweine durchwühlen; das Leben bewirkt nur geringe Wellenschläge, selten trabt ein Gespann munteren Laufes durch die Stille einher; höchstens begegnet man Leuten, die in Palankins, sargähnlichen Sänften, sich tragen lassen. Nur abends, wenn die Schwüle des Himmels sich abgetönt hat, bemerkt man auf der mit schönen Bäumen eingefassten Landstrasse längs des Mandovi erholungsuchende Lustwandler. Die öffentliche Gewalt ist vertreten durch eine Besatzung von 310 portugiesischen Soldaten; die eingeborenen Truppen mussten 1871 aufgelöst werden, als sie durch eine Meuterei höheren Sold erzwingen wollten. Zu einer selbständigen Dampfverbindung mit dem Mutterlande ist die Kolonie noch nicht gekommen, dagegen besitzt sie eine Eisenbahn, die zwischen dem Hafen Mormugão und den englischen Handelsplätzen New Hubly und Bellary verkehrt, also dem Schienennetze Indiens angeschlossen ist.

Wir schliessen mit den melancholischen Worten des grössten lyrischen Dichters von Portugal, des Manuel Barbosa du Bocage:

Cain Goa, terror antiguamente
Do naire vão, do perfido malaio,
De barbaras nações! Ah, que desmaio
Apaga o marcio ardor da lusa gente!
